

Urs Paul Engeler über die Kirche, Urmutter aller Feinde der Demokratie

Nummer 43 – 25. Oktober 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Lady Gaga schminkt sich ab

Wiedergeburt eines Weltstars.

Von Michael Bahnerth

Der Khashoggi-Clan

Wie die türkischen Einflüsterer ins Allerheiligste Arabiens vorstießen.

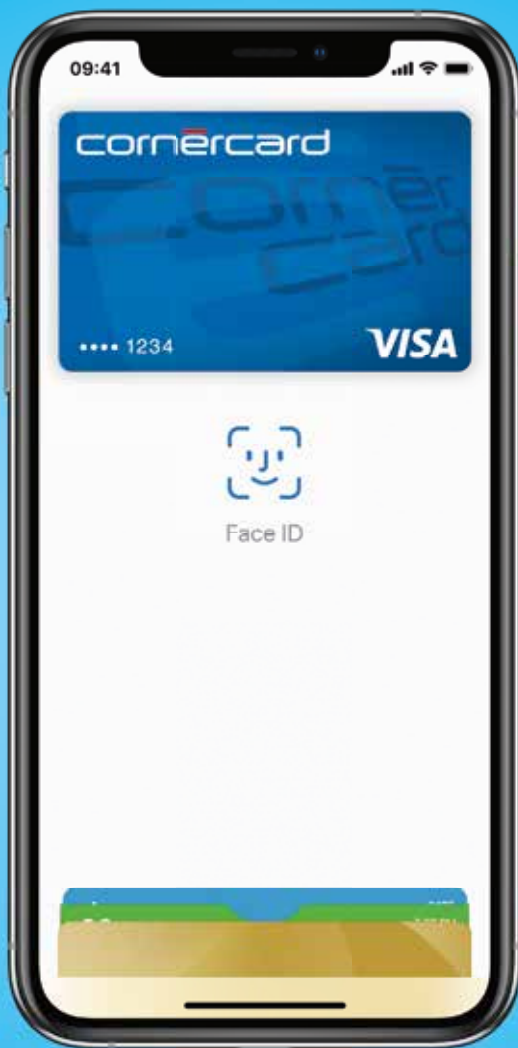
Von Pierre Heumann

Cassis' Migrationspakt stösst auf Widerstand

Die FDP schießt auf ihren Bundesrat. *Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli*

4 194407 006904 43

Jetzt überall Cornèrcard mit Apple Pay einsetzen und ab **CHF 100** einen Gutschein von **CHF 10** für Lidl erhalten.



Informationen unter: cornercard.ch/lidl

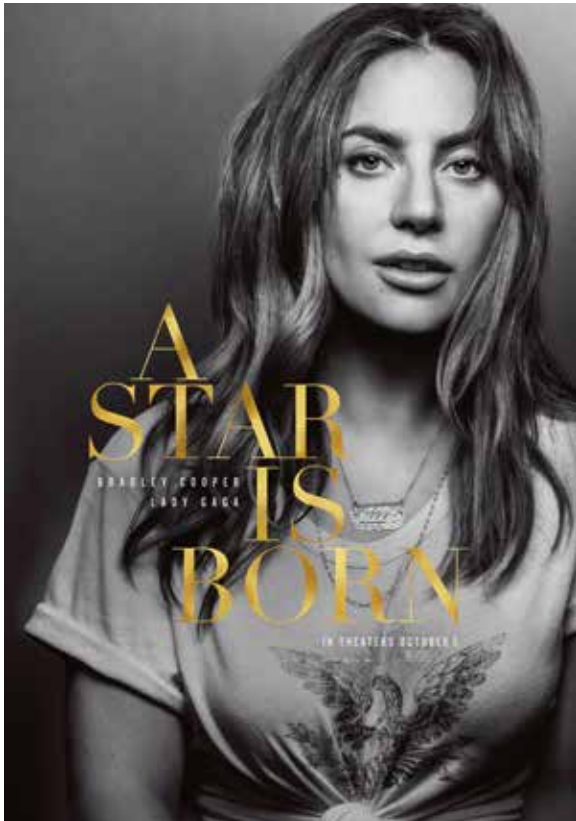


cornèrcard



cornèrcard

Das Angebot ist gültig vom 22. Oktober 2018 bis 31. Dezember 2018.



Geschichte einer Reinkarnation: Lady Gaga.

Stefani Germanotta war ein Upperclass-Mädchen, nicht hübsch, nicht hässlich. Es konnte Klavier spielen, singen, schauspielern. Später wurde sie Lady Gaga und die erfolgreichste Pop-Ikone der Gegenwart. Sie lebte, was sie fühlte, und ein bisschen fühlte sie, was sie lebte. Sie war stets mehrere, geschminkt bis zur Unkenntlichkeit, ihre Garderobe war etwas zwischen «Raumschiff Enterprise», Futurismus und Edelnuttenball. Schliesslich, als ihrer Übersteigerung und Verkünstlichung die Möglichkeiten ausgingen, blieb ihr nichts anderes übrig, als ungeschminkt der Welt zu begegnen. Michael Bahnerth erzählt die Geschichte einer Reinkarnation. **Seite 16**

Nein, ein Böser sei Christian Amsler gewiss nicht. Diesen Satz hört man oft in Schaffhausen, wenn die Rede auf den Regierungspräsidenten kommt. Vor kurzem wurde der Ostschweizer national bekannt, weil er sich als Gegenkandidat zu Karin Keller-Sutter ins Rennen um die Nachfolge von Johann Schneider-Ammann stürzen will. Noch bevor seine Kandidatur Fahrt aufnimmt, knirscht es im Getriebe: In der kantonalen Schulzahnklinik, die Amslers Erziehungsdepartement untersteht, soll es zu massiven Unregelmässigkeiten gekommen sein. Das Treiben seiner Untergebenen soll er ein Jahr lang gedeckt haben. Jetzt ermittelt die Justiz, das Parlament fordert eine Untersuchungskommission. **Seite 36**

Vor zehn Jahren verunfallte Jörg Haider, der meistverehrte und -gehasste österreichische Politiker seiner Generation. Einer, der ihn eng begleitet hatte, war Peter Sichrovsky. Kürzlich veröffentlichte er eine neunteilige Artikelserie über seine Jahre mit Haider und schilderte den Menschen hinter dem Mythos, so unterhaltsam wie überraschend. Als Erik Ebnetter um ein Gespräch nachfragte, lud Sichrovsky ihn umstandslos nach Hause ein. Er erzählte ihm, warum er, der Sohn jüdischer Kommunisten, für Haider in die Politik ging. Es ist die faszinierende Geschichte eines Mannes, der in seinem Leben kaum etwas ausgelassen hat. **Seite 50**

René Baumann alias DJ Bobo empfängt in der Udo-Jürgens-Lounge, der ehemaligen Wohnung des österreichisch-schweizerischen Liedergottes am Zürcher Bellevue mit spektakulärer Sicht auf Sechseläutenplatz und See. Der erfolgreichste Popmusiker der Schweiz steht vor seiner neuen Tournee, die

CD dazu ist bereits auf dem Markt. Markt – welcher Markt? Obwohl die Branche einem radikalen Wandel unterzogen ist, hat sich die Marke DJ Bobo innovativ behauptet. Philipp Gut hat mit ihrem Kopf und Aushängeschild René Baumann über die Kunst gesprochen, oben zu bleiben. **Seite 56**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huisselfing, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler,
Sebastian Scholz (*Assistent*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),

Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Anlageideen, die man nicht verpassen will.

Personalisiert – per Push oder SMS.
UBS Digital Banking. Ganz praktisch.

Volksverächter

Mit der Kreissäge
gegen die direkte Demokratie.

Von Roger Köppel

Noch hat die SVP es nicht geschafft, ihre Hauptbotschaft für die Selbstbestimmungsinitiative durchzubringen.

Die Lufthoheit haben Wirtschaftsverbände, Mitte-links-Parteien oder aus dem Ausland gepushte Gruppen wie die Operation Libero, deren Vorsitzende Flavia Kleiner mitschwimmt im internationalen Netzwerk des amerikanischen Linksaktivisten George Soros.

Die Selbstbestimmungsgegner, die Berner Nichtumsetzer der Masseneinwanderungsinitiative, die Managerverbände, die seit der «Abzocker»-Initiative auf Kriegsfuss stehen mit der direkten Demokratie, sie alle verbinden vor allem etwas: tiefe Volksverachtung.

Wenn man das Schweizer Volk frei und selber bestimmen lässt in der direkten Demokratie, so weit ihre Behauptung, dann geht die Freiheit zugrunde, sind die Menschenrechte gefährdet, ist der Rechtsstaat verloren und geht der Wohlstand kaputt.

Krassen Ausdruck findet diese Volksverachtung in einer grossen Plakatkampagne an Bahnhöfen und öffentlichen Plätzen. Sie gibt Einblick in die antidemokratische Gesinnung der Selbstbestimmungsgegner.

Die Plakate zeigen eine Kreissäge, die brutal durchs Bild fräst. Geschreddert werden Begriffe wie «Frauenrechte», «Kinderrechte», «Behindertenrechte». Botschaft: Selbstbestimmung ist zerstörerisch. Volksentscheide sind ein Kettensägenmassaker. Es geht gegen Frauen, Kinder, Minderheiten.

Noch schriller polemisierte in der täglichen Talksendung von Telezüri der Zürcher FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann. Er argumentierte, bei einer Annahme der Selbstbestimmungsinitiative könnte in der Schweiz eine regelrechte Nazidiktatur ausbrechen.

Portmann wörtlich: «Gehen wir in der Geschichte zurück, hatten wir ein Nachbarland, da schrien die Leute: <Heim ins Reich>. [...] Ich will nicht Tür und Tor öffnen, dass wir mit der Selbstbestimmungsinitiative die Menschenrechte in der Schweiz abschaffen könnten.»

Gegen die reissende Bestie Volk, so Portmann, würden nur internationale Regeln und internationale Richter helfen. Den Schweizern an sich sei nicht zu trauen, ihrer Verfassung allein schon gar nicht. Erst das hochwohlweise Wirken internationaler Gerichtshöfe und weitsichtiger Politiker, zu denen er sich selber zählt, sichere den Rechtsstaat gegen den Mongolensturm des Soveräns.

Portmann beklagte sich tags darauf bitterlich, dass auf Facebook so viele gehässige Reaktionen kämen. Er hätte sich nicht wundern müssen. Wer das Schweizer Volk so respektlos herunterputzt, so überheblich abkanzelt, wer eine so niedrige Meinung von der Reife und Mündigkeit der Wähler hat, darf sich nicht beschweren, wenn es entsprechend feindselig zurückkommt. Wie man in den Wald ruft ...

Egal, wie man zur Selbstbestimmungsinitiative der SVP steht: Mit ihren Brutal-Plakaten und mit ihrer Hochnäsigkeit machen die Gegner des Ansinnens deutlich, dass sie von der direkten Demokratie nichts halten und vom Volk noch weniger.

Wer den Schweizern zutraut, dass sie ihr Stimmrecht für die Drangsalierung von Frauen und Minderheiten missbrauchen; wer behauptet, die Schweizer würden, wenn man sie denn liesse, eine Nazidiktatur einführen: Wer so etwas sagt, handelt nur folgerichtig, wenn er den Bürgern das Stimmrecht entreisst und die direkte Demokratie beseitigt.

Womit wir beim eigentlichen Thema wären. Die Selbstbestimmungsinitiative zielt präzise gegen diese Volksverächter und Demokratieabschaffer, gegen die Portmanns und Liberos, gegen jene Kreise, die sich über Volksentscheide erhaben fühlen, die das Volk in ein Zuchthaus an internationalen Vorschriften und Regeln sperren wollen, damit das Volk nichts, die politische Klasse aber alles zu sagen hat.

Menschenrechte, Freiheitsrechte, Nazi-gräuel: Die Volksbeleidigungen sind vorgeschoben. Portmann und Konsorten wissen, müssen wissen, dass in der Schweiz seit 170 Jahren das Volk, die Bürger, die Stimmberechtigten das solide Bollwerk der Menschenrechte gegen Verbrecher und Diktatoren sind.

Es war das Volk, das in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts eine Totalrevision

der Bundesverfassung in Richtung eines autoritären Staats ablehnte. Es war das Volk, das gegen den Willen von Bundesrat und einer Parlamentsmehrheit das Vollmachtenregime des Weltkriegs beendete und die Rückkehr zur direkten Demokratie durchsetzte.

Es ist verrückt, im Namen der Menschenrechte die Schweizer Bürger zu entrechten. Die



Schweizer Volk wird weggefräst.

Staatsgründer wussten: Politiker, Richter können gegen die Interessen der Bürger handeln. Deshalb sahen sie die Bürger als die besseren Hüter ihrer Menschenrechte. Frühere Generationen opferten ihr Leben für die Freiheit. Portmann traut den Freiheits-Schutz den Schweizern nicht mehr zu.

Es war ein revolutionärer Umsturz von oben, ein Bruch mit einer jahrhundertalten Rechtspraxis. Vor sechs Jahren stellten fünf Bundesrichter in Lausanne das internationale Recht «generell» über das Landesrecht. Nicht mehr Volksentscheide und die Bundesverfassung sollten zuoberst stehen, sondern das internationale Recht. Die Bürger? Mit einem Federstrich entmachtet.

Der Entscheid war umstritten, aber es war ein Urteil nach dem Gusto der Herrenreiter, der Fein- und Freisinnigen, der Leute, die sich für klüger und für besser halten als die Bevölkerung, die sie wählen darf.

Dankbar nahmen sie das Geschenk aus Lausanne an. Bundesrat und Parlament begannen die Umsetzung von unliebsamen Volksentscheiden zu verweigern mit Hinweis auf internationales Recht. Schwere kriminelle Ausländer können nicht mehr ausgewiesen werden, weil die Gerichte das ausländische Recht über die Verfassung stellen.

Internationales Recht vor Landesrecht bedeutet Willkür, Rechtsunsicherheit, heisst Machtlosigkeit für die Bürger, aber Vollmacht für die Politiker und für die Richter, die das internationale Recht gegen das Schweizer Volk auslegen. Die fremden Vögte sind unter uns.

Direkte Demokratie: Sie ruhe in Frieden. Das ist der Plan der Selbstbestimmungsgegner. An ihren Plakaten und an ihren Sprüchen sollt ihr sie erkennen.

Es gibt ein Schweizer Menschenrecht auf direkte Demokratie. Wer daran festhalten will, sagt ja zur Selbstbestimmung.

VOM HALLUX ZU DEN
SCHMERZHAFTEN
HAMMERZEHEN

Öffentlicher Informationsabend
Mittwoch, 31. Oktober 2018, 18.30 Uhr

Der Anlass findet im Haus zur Pyramide in Zürich statt. Anmeldung erforderlich.
Weitere Informationen auf pyramide.ch.



Vorfreude: Meghan und Harry. Seite 48



Konfliktkurs: NGO-Boot «Aquarius». Seite 32



«Wir bringen mehr Frauen in die Wirtschaft, auch die Arbeitslosigkeit soll sich nicht lohnen.»

Mihály Varga: Seite 30

Titelgeschichte

- 16 **Lady Gaga** Der Paradiesvogel, der keine Grenzen kennt

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
9 **Kommentar**
Pfister for Bundesrat
10 **Gesellschaft** Neidkultur
10 **Politik** Chercher la femme
11 **Eilmeldung** Christoph Blocher:
Wenn Rechtsprofessoren lügen
12 **Kopf der Woche** Wolfgang Bürgstein:
Anbetung des römischen Halbgotts
24 **Mörgeli**
Argumente aus dem Keller
24 **Bodenmann** Lob der Kuscheljustiz
27 **Medien**
Ein Problem namens Eisenegger
27 **Die Deutschen** Auszeit für Merkel

Inland

- 13 **Hansheiri Inderkum**
«Stossrichtung stimmt»
28 **Migrationspolitik am Volk vorbei**
Der Souverän wird übergangen
32 **Kurt Fluri und die Seenot-Schlepper**
Illegale Migration nach Europa
35 **Pirmin Bischof**
Affäre um den Solothurner Ständerat
36 **Christian Amsler** Der Schaffhauser
FDP-Bundesratskandidat in Not
38 **Pyrrhussieg für die Gleichstellung**
Traditionelle Ehe unter Druck

Ausland

- 22 **Die Löffelmacher aus Kayseri** Wie
der Khashoggi-Clan in Ungnade fiel
23 **Türkei** Lichtbringer Erdogan
30 «Dieser Migrationspakt ist gefährlich»
Ungarns Finanzminister Mihály Varga
geht auf Distanz zur EU
40 **Jair Bolsonaro**
Kulturrevolution in Brasilien
42 **Brasilien**
Wo steht Bolsonaro politisch?
43 **Brief aus ... Johannesburg**
44 **Blaue Welle oder rote Wand?**
Showdown im US-Kongress
45 **Inside Washington** «Sí, se puede!»
46 **Brexit-Baby** Adeliger Nachwuchs
im gespaltenen Grossbritannien
47 **Christophe Castaner**
Macrons treuer Innenminister
48 **Peter Sichrovsky** Der Theaterautor
erinnert sich an FPÖ-Chef Jörg Haider

Wirtschaft & Wissenschaft

- 64 **Mysterien der Weltgeschichte**
Das schwarze Schaf
66 **Heinrich Villiger** Gespräch mit dem
grossen Schweizer Tabakunternehmer

Kultur & Gesellschaft

- 20 **Zeitgeist**
Leben im Flugmodus
50 **Mayotte**
Die entfernteste Ecke der EU
52 **Ikone der Woche**
Heinrich Füsslis «Der Nachtmahr»
54 **René Baumann alias DJ Bobo**
«Was auf der Bühne geschieht,
ist ein Geschenk»

- 56 **Ian Fleming** Das wilde Leben
des James-Bond-Erfinders
58 **Die Tassen meiner Kindheit** Anna
Bischoffs Reise in ihre Vergangenheit
73 **Sport** Holzfäller-WM in Liverpool

Rubriken

- 9 **Im Auge** Claude Lelouch
14 **Personenkontrolle**
19 **Nachruf** Hansjörg Abt
62 **Die Bibel** Was bringt's?
62 **Kino** «Wolkenbruchs wunderliche
Reise in die Arme einer Schickse»
63 **Knorrs Liste**
63 **Jazz** Günter Baby Sommer
65 **Fragen Sie Dr. M.**
65 **Gewinner der Woche**
Orascom Development
68 **Thiel** Logik
68 **Namen** Liebling des Establishments
68 **Fast verliebt** Untreu
69 **Unten durch** Prüfung
70 **Wein**
Ticino ante Merlot
70 **Salz & Pfeffer**
Eine offene Burg
71 **Auto**
Rolls-Royce Cullinan
74 **Darf man das?/Leserbriefe**

Teilhaben an nachhaltiger Performance.



100% Swiss
Made Asset
Management

Jetzt einsteigen unter [swisscanto.ch/nachhaltigkeit](https://www.swisscanto.ch/nachhaltigkeit)

So geht doppelte Rendite: Investieren Sie in einen unserer bewährten Nachhaltigkeitsfonds und leisten Sie gleichzeitig einen sinnvollen Beitrag für künftige Generationen. Unsere Fonds erschliessen für Sie das Potenzial nachhaltiger Entwicklung.



**Swisscanto
Invest**

by Zürcher Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb von Swisscanto Fonds sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlegerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können unter [swisscanto.ch](https://www.swisscanto.ch) sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8001 Zürich, kostenlos bezogen werden.

Schottlands traumhafte Seen- und Küstenlandschaften



Jetzt Katalog 2019 bestellen!



(Edinburgh-) Inverness-Oban-Kyle of Lochalsh
mit stilvoller MV Lord of the Glens****+

- 1. Tag Zürich-Edinburgh** Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug mit Edelweiss Air nach Edinburgh. Stadtrundfahrt mit beeindruckenden Sehenswürdigkeiten. Transfer zum Hotel.
- 2. Tag Edinburgh** Ganzer Tag zur freien Verfügung. (F)
- 3. Tag Edinburgh-Inverness** Nach dem Frühstück Fahrt nach Inverness. Einschiffung, Willkommensgruss und Abendessen an Bord. (F, A)
- 4. Tag Inverness-Fort Augustus** Ausflug zum Cawdor Castle. Fahrt durch den Caledonian Canal, welcher Loch Ness mit drei weiteren Seen verbindet. Auf dem Weg nach Fort Augustus passiert das Schiff die Ruine des Urquhart Castle. (F, M, A)
- 5. Tag Fort Augustus-Corpach** Passage der fünf Schleusentreppen durch das Zentrum von Fort Augustus. Weiterfahrt entlang der Laggan Avenue und durch die acht Schleusen der «Neptune's Staircase», Grossbritanniens grösster Schleusentreppe. In Corpach Besuch des 380 m langen Glenfinnan-Viadukts. (F, M, A)
- 6. Tag Corpach-Oban** Rundgang durch die Seafood-Hauptstadt Oban mit atemberaubender Aussicht vom McCaigs Tower aus. (F, M, A)
- 7. Tag Oban-Craignure-Tobermory** Fahrt auf die Insel Mull mit Fotostopp vor dem Duart Castle. Besuch der Insel Iona, wo 48 schottische Könige begraben wurden. Weiterfahrt bis zum Fischerhafen Tobermory. (F, M, A)
- 8. Tag Tobermory-Eigg-Inverie** Weiterfahrt zur kleinen Isle of Eigg und nach Inverie. Das «Old Forge» ist das

abgeschiedenste Pub Grossbritanniens und nur auf dem Wasserweg erreichbar. (F, M, A)

9. Tag Inverie-Kyle of Lochalsh Weiterfahrt nach Armdale und zur Insel Skye. Besuch des Clan Donald Centre. Schifffahrt nach Kyle of Lochalsh. Ausflug zum Eilean Donan Castle und nach Plockton. Abschiedsabendessen an Bord. (F, M, A)

10. Tag Kyle of Lochalsh-Zürich Ausschiffung am frühen Morgen und Transfer nach Inverness zum Flughafen. Rückflug via Amsterdam nach Zürich. Individuelle Heimreise. (F)

MV Lord of the Glens****+ – by Thurgau Travel

Das ehemalige Hochseeschiff mit Platz für 54 Passagiere wurde im Jahr 2000 zum Flussschiff umgebaut und im Frühjahr 2016 renoviert. Die Decks aus wertvollem Teakholz und die Innenausstattung aus edlen Harthölzern verleihen das stilvolle Ambiente eines Luxus-schiffs. Die 27 Kabinen (ca. 10 m²) verfügen über Dusche/WC, Föhn, Telefon, TV/Radio, Safe und Klimaanlage. Die Kabinen Superior David Roberts sind ca. 1–2 m² grösser auf dem David Roberts Deck und Alexander Graham Bell Deck mit grossen Fenstern. Die Kabinen des James Watt Decks haben grosse Bullaugen. Im Restaurant mit grossen Panoramafenstern werden die Mahlzeiten in einer Sitzung serviert. Lounge, Bar und Bibliothek bieten beachtlichen Komfort. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



Neptune's Staircase



Tobermory



2-Bettkabine David Roberts und Alexander Graham Bell (ca. 10 m²)



Restaurant



Lounge

10 Tage ab Fr. 3990.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie inkl. Ausflüge & Flug)

Reisedaten 2019 **Es het solangs het Rabatt**

24.05.–02.06. **300** 05.07.–14.07. **300**
21.06.–30.06. **300**

Leistungen

Kreuzfahrt mit Mahlzeiten gemäss Programm, Hotelübernachtungen in Edinburgh, Flug Zürich-Edinburgh mit Edelweiss Air, und Inverness-Amsterdam-Zürich mit KLM in Economy inkl. Flughafentaxen, alle Ausflüge gemäss Programm, Bordreiseleitung durch Schottland-Kennerin Konia

Nicht inbegriffen

An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Versicherungen, übrige Mahlzeiten, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung ca. £ 7.– p.P./Tag), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine James Watt	4290
2-Bettkabine David Roberts	5290
2-Bettkabine Superior David Roberts	5690
2-Bettkabine Alexander Graham Bell	5890
Zuschlag Alleinbenutzung James Watt	1190
Jahresversicherung Allianz Einzel	124
Jahresversicherung Allianz Familie	199



Edinburgh Castle, Edinburgh

Alle Ausflüge im Preis inbegriffen | F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: MagnaCarta Steamship Ltd.

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Karin Strübi
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch

Pfister for Bundesrat

Von Erik Ebneter — Das Parlament ist 2015 nach rechts gerutscht – und setzt heute viele linke Ideen um. Jetzt können die Wahlsieger ihre Legislaturbilanz retten. Ein Blick nach Amerika zeigt, wie es geht.



Letzte Chance: CVP-Präsident Pfister.

Was verbindet den schweizerischen Bundesrat und den amerikanischen Supreme Court? Die Mitglieder entscheiden selbst, wann sie ihr Amt niederlegen. Es sind eigentliche Lebensstellen, auch wenn sich die Bundesräte alle vier Jahre bestätigen lassen müssen und nicht bis zum Tod im Amt ausharren, wie es die amerikanischen Richter oft tun. Die Wahlgremien – hier die Bundesversammlung, da der Senat – können mit ihrer Entscheidung das politische Momentum um Jahrzehnte verlängern. Aber nicht immer läuft es nach Plan.

Nachdem die SVP in den Nationalratswahlen von 2003 stark zugelegt hatte, wählte das Parlament mit Christoph Blocher (SVP) und Hans-Rudolf Merz (FDP) zwei prononciert rechte Politiker in den Bundesrat. Doris Leuthard (CVP), damals bekannt als «Atom-Doris», folgte ihnen in derselben Legislatur. Dass sie einmal den Atomausstieg anschieben würde, war nicht abzusehen. Leuthard ist heute das amtsälteste Bundesratsmitglied und hat das Gremium, anders als Blocher und Merz, über ein Jahrzehnt lang von innen geprägt.

Jetzt, da sie zurücktritt, ist das Parlament mindestens so bürgerlich wie zum Zeitpunkt ihrer Wahl. Erstmals gibt es im Nationalrat eine Mehrheit rechts der CVP. Im Ständerat können Christ- und Sozialdemokraten ihre Anliegen zwar durchbringen, wenn sie geschlossen

abstimmen, aber weil viele CVP-Ständeräte aus den konservativen Stammländern der Partei kommen, sind sie mitunter stärker rechts positioniert als ihre Kollegen im Nationalrat. Jedenfalls ist es im Bundeshaus seit 2015 einfacher möglich, bürgerliche Politik umzusetzen. Nur ist davon nicht allzu viel zu sehen.

Ob Lohnkontrollen oder Frauenquote, ob AHV-Revision oder Krippenfinanzierung – es gibt in den Räten immer wieder Mehrheiten, die im Herbst 2015, als alle vom Rechtsrutsch redeten, unmöglich schienen. Würden die Präsidenten und Fraktionschefs von SVP und FDP eine ehrliche Bilanz ihrer Arbeit ziehen, sie müssten von einer verlorenen Legislatur sprechen. Nun bietet sich ihnen eine letzte Chance, die Legislatur zu retten: wenn es ihnen gelingt, Gerhard Pfister als Nachfolger von Doris Leuthard in den Bundesrat zu hieven.

Pfister verkörpert das Wahlergebnis von 2015 wie kein anderer. Lange ein rechter Aussenseiter in der CVP, übernahm er im Frühjahr 2016 deren Präsidium. Seither ist er die bekannteste Figur der Partei, von Leuthard einmal abgesehen. Die CVP, die nur noch einen Bundesrat hat, muss jedes Interesse haben, eine beliebte, starke Persönlichkeit wie Pfister in die Regierung zu schicken. Eine Wahl als Wilder, das hat er überdeutlich gemacht, würde er nicht annehmen. Es wäre an den Spitzen von SVP und FDP, die CVP-Parlamentarier zu überzeugen, Pfister als Kandidaten zu nominieren.

Gegen alle Widerstände

Dass es dazu kommen wird, ist unwahrscheinlich. Die FDP scheint vor allem damit beschäftigt, Karin Keller-Sutter in den Bundesrat zu loben, wo sie Johann Schneider-Ammann ersetzen würde, was politisch keinen grossen Unterschied bedeutete. Und die SVP wirft alle Kräfte in den Abstimmungskampf um die Selbstbestimmungsinitiative, die Magdalena Martullo-Blocher, ihre Vizepräsidentin, für wichtiger hält als die nächste Nationalratswahl. So aber organisiert man keine Mehrheiten in Wahlgremien.

Wie es geht, zeigen die Republikaner in Amerika. Sie haben Brett Kavanaugh, ihren Kandidaten für den Supreme Court, gegen alle Widerstände durchgedrückt und die Mehrheitsverhältnisse im Gericht auf Jahrzehnte zu ihren Gunsten zementiert. Pfister for Bundesrat? Es wäre ein Plan, der funktionieren könnte.

Chabadabada



Claude Lelouch, Filmregisseur.

Am 2. Januar wurde er mitten in Paris ausgeraubt, als er sein Auto parkierte. «Ich verlor in zehn Sekunden fünfzig Jahre», sagte der Filmregisseur Claude Lelouch, 81, später am Radio: Die Diebe hauten mit «dem Gepäck meines Lebens» ab, zwei dicken Taschen mit Notizbüchern, mit Dialogen, die er in Cafés aufgeschnappt hatte, Ideenskizzen, Beobachtungen, Einfällen, Erinnerungen. Und dem fertigen Drehbuch zu seinem nächsten Film, «Oui et non». Er hatte keine Kopie davon und suchte wie ein Clochard vergeblich in den Abfallkörben des Quartiers. Er suchte Vergangenheit und Zukunft.

Herbst in Deauville in der Normandie. Claude Lelouch steht hinter der Kamera. Der Film ist sein Schicksal, seit er als Kind mit seiner Mutter in einem Kino in Nizza versteckt den Krieg überlebte und Hunderte Filme sah. Er begann mit Dokumentarfilmen und als TV-Kamerareporter an der Tour de France. Mit «Un homme et une femme» gelingt ihm 1966 der Durchbruch, die melancholische Romanze gewinnt die Goldene Palme in Cannes und den Oscar als bester ausländischer Film. Und jetzt, 52 Jahre Zeitreise später, ist die Crew wiedervereinigt, im gleichen Hotel «Normandy», für ein Remake. Jean-Louis Trintignant, der introvertierte Autorennfahrer im Film, ist 88 und wollte nie mehr drehen, er hat Prostatakrebs und muss immer wieder aufs Zimmer. Er wirkt gezeichnet vom Tod seiner Tochter Marie, die im wirklichen Leben von ihrem Partner erschlagen wurde.

Die bezaubernde Anouk Aimée, 86, hat vier gescheiterte Ehen hinter sich. Was wird in Lelouchs Altersfantasie aus den beiden? Tatsächlich hatte der Regisseur die Idee des Zeitsprunghopps schon einmal, 1986 drehte er die Wiederbegegnung «Vingt ans déjà» im gleichen Dekor. Der magische, flackernde Charme des Annäherns und Findens und Vielleicht-Verlierens des Paares war erloschen. Lelouch selber betrachtete den Film nachträglich als «Irrtum». Es bleibt diese unsterbliche Film-melodie des Komponisten Francis Lai, 86, im Ohr, Chabadabada. Peter Hartmann

Neidkultur

Von Alex Baur — Darf man als Linke eine 7300 Euro teure Rolex tragen? Die Frage spaltet Deutschland.



Tsunami von Hohn: Integrationsfachfrau Chebli.

Die Sozialdemokratin Sawsan Chebli kann im Alter von vierzig Jahren auf eine politische Karriere mit klangvollen Titeln zurückblicken: Grundsatzreferentin für interkulturelle Angelegenheiten der Berliner Senatsverwaltung, stellvertretende Sprecherin des Auswärtigen Amtes, Bevollmächtigte des Landes Berlin beim Bund und Staatssekretärin für Bürgerschaftliches Engagement und Internationales. Was die fotogene Tochter palästinensischer Flüchtlinge (zwölf Geschwister) in all diesen Positionen konkret bewirkte, bleibt allerdings nebulös.

Integrationsfachfrau Chebli sorgte gelegentlich mit Statements zu Kopftüchern und Scharia für etwas Aufregung in den sozialen Medien. Aber das alles ist nichts gemessen am Shitstorm, den ein Bild auslöste, welches sie mit einer 7300 Euro teuren Rolex am Arm zeigt. Unter der Überschrift «Alles, was man zum Zustand der SPD 2018 wissen muss», verbreitete sich das Bild auf Facebook rasant. Nach einem Tsunami von Hohn und Beschimpfungen löschte Chebli ihren eigenen Account.

Genossen mahnen, dass man nicht arm sein müsse, um für die Armen zu kämpfen. Schon Che Guevara zog mit einer Rolex in den Dschungel, Fidel Castro band sich gerne gleich zwei Uhren der Edelmarke um den Arm. Eine Patek Philippe wäre stilmoralisch unpassender gewesen. Was soll daran unsozialistisch sein, wenn ein Flüchtlingskind den sozialen Aufstieg schafft, und das auch zeigt? Überhaupt: Das ominöse Foto stammt aus dem Jahr 2014.

Dass man sich erst an das Bild erinnert, wo die einst stolze deutsche SP am Boden liegt, hat etwas Schöbigen. Nur waren es die Sozialdemokraten selber, die den sozialen Neid seit Urzeiten propagieren und bewirtschaften. Und irgendwann fragt man sich halt, was sie eigentlich selber zum Wohlstand beigetragen haben.

Cherchez la femme

Von Christoph Mörgeli — Politaktivistinnen und Politikerinnen erhöhen den Druck. Das Schweizer Fernsehen soll mehr Frauen berücksichtigen.

Frauen im Schatten, die Männer im Licht.» So betitelt Marianne Binder die trostlose Situation für die Frauen dieses Landes, die angeblich im nationalen Fernsehen so gut wie nicht vorkommen. In ihrem Blog rechnet die Aargauer CVP-Ständeratskandidatin nach, dass in den letzten neun «Club»-Sendungen 41 Männer parlierten, denen nur gerade 12 Frauen etwas entgegenhielten. In den letzten acht «Arena»-Sendungen standen 32 Männer 10 Frauen gegenüber. Anlass zu ihrem Ärger bot eine «Club»-Sendung, in der drei Herren energisch nach mehr Frauen im Bundesrat riefen. Marianne Binder empört sich, man habe «im Leutschenbach an den Herren geradezu den Narren gefressen». Doch wie sollen Frauen gewählt werden, wenn sie keiner kennt, da man sie schlicht nicht vor die Kamera lasse? Die streitbare Christdemokratin hält nichts von Frauenquoten, sondern meint: «Wer ändern eine Quote gräbt, fällt selbst hinein.» Eine starre Quotenregelung könne sich nämlich im konkreten Fall auch gegen die Frauen richten.

«Man muss einfach hinsehen»

«Das ist einfach polemisch», entgegnete Sandro Brotz von der «Rundschau» twitternd an die Adresse der CVP-Frau: «Die Kolleginnen und Kollegen im Haus geben nie auf, Frauen sichtbar zu machen. Man muss einfach hinsehen. Und wir lassen auch nicht locker – also bitte mehr Vertrauen, danke.» Tatsächlich wird der Druck der Frauen nach politischer Vertretung in den Parlamentssälen und Fernsehstudios grösser. Wenn keine Flüchtlings- oder Klimakatastrophe eintrifft, könnte das Gender-Thema sogar zum eigentlichen Thema des Wahljahres 2019 werden. Alliance F hat zusammen mit der Operation Libero eine Plattform für eine höhere Frauenvertretung in der Politik gegründet: «Helvetia ruft». Ende September wurde eine überparteiliche Frauenwahl-Kampagne gestartet, die mit einem gezielten Drei-Punkte-Plan die Zahl der Entscheidungsträgerinnen in der Schweizer Politik erhöhen soll. Die mediale Präsenz ist hier interessanterweise kein Thema.

Der weibliche Druck zeigt beim Schweizer Fernsehen dennoch eine gewisse Wirkung. Eine Redaktionsmitarbeiterin der «Arena» machte vor der ersten Abstimmungssendung über die Selbstbestimmungsinitiative unmissverständlich klar, dass dieses Thema die Zivilgesellschaft betreffe und sie sich deshalb auf

beiden Seiten Frauen auf den vorderen Plätzen wünsche. Jonas Projer, Chef der Sparte «Talk» und Moderator der «Arena», hält aber apodiktisch fest: «Es gibt keine Frauenquote bei «Arena», «Club» und «Schawinski.» Bei den Sendefässen «Club» und «Arena» würden wenn möglich beide Geschlechter berücksichtigt. Dies sei aber keine zwingende Bedingung, denn es gebe auch andere wichtige Kriterien. Während die «Arena»-Redaktion sehr detaillierte Listen über die Häufigkeit der eingeladenen Parteien führt, sei dies bei der Geschlechtervertretung nicht der Fall.

Es ist eine gesellschaftliche Tatsache, dass in Politik und Wirtschaft – wie generell in Entscheidungspositionen – die Geschlechter ungleichmässig verteilt sind. Die SRF-Infotalks suchen gemäss Jonas Projer intensiv nach Frauen und betreiben teilweise einen grossen Aufwand, um sie einzuladen. Leider komme es regelmässig zu überdurchschnittlich vielen Absagen. SP-Ständerätin Anita Fetz hat da ihre Zweifel und findet, SRF dürfe «bei der Suche nach Frauen ruhig einen Zacken zulegen». Eine Frauenquote fände die Baslerin hier aber nicht zielführend. Vielleicht hat Marianne Binder Unrecht mit der Behauptung, man lasse die Frauen «wie Motten das Scheinwerferlicht umschwärmen». Vielleicht wollen sie gar nicht schwärmen.



«Wer ändern eine Quote gräbt»: Marianne Binder.

Wenn Rechtsprofessoren lügen

Von Christoph Blocher — Unverfrorener geht's nicht: Prof. Dr. iur. Daniel Jositsch (SP) tischte in der letzten Fernseh-«Arena» faustdicke Fake News zur Schweizer Rechtspraxis und zur direkten Demokratie auf.



«2012 hat überhaupt nichts geändert»: SP-Politiker und Strafrechtsprofessor Jositsch.

Am letzten Samstag erreichten mich enttäuschte Telefonanrufe nach einer «Arena»-Sendung über die Selbstbestimmungsinitiative. Darum schaute ich mir diese Sendung nachträglich an. Und begreife jetzt die Empörung.

Mir sticht vor allem SP-Ständerat Prof. Dr. iur. Daniel Jositsch ins Auge: Was dieser hochdekorierte Ordinarius der Universität Zürich von sich gibt, erschreckt mich. Es sind nachweis- und belegbare Fake News – aus seinem Fachgebiet! Ich sinniere vor mich hin: «Wie viel darf eigentlich ein Rechtsprofessor lügen?» Es ist einfach: Wer soll in unserem Land das Sagen haben? Die bewährte schweizerische Gesetzgeberin, also Parlament und Volk, oder einzig die Politiker und Richter, indem sie sich auf den Vorrang des internationalen Rechtes und auf fremde Richter berufen? Darum geht es am 25. November 2018 bei der Selbstbestimmungsinitiative.

«Seit Urzeiten»

Weil Jositsch glaubt, der Bürger vertraue schliesslich der in der Wissenschaft üblichen Faktentreue, dozierte er schulmeisterlich und wahrheitswidrig als Professor quasi ex cathedra tapfer drauflos: «Das Verhältnis, das zwischen Landesrecht und Völkerrecht besteht, das besteht schon seit Urzeiten, das hat schon

bei der alten Verfassung gegolten, und 2012 hat überhaupt nichts geändert.»

«Seit Urzeiten»? Zu meiner Studienzeit galt unbestritten: «Gleich den Bundesgesetzen müssen sich Staatsverträge des Bundes im Rahmen der Bundesverfassung halten, dürfen also zum Beispiel nicht die Freiheitsrechte beeinträchtigen» (Giacometti/Fleiner).

Und als Daniel Jositsch Student war, lehrten Ulrich Häfelin und Walter Haller (noch bis 1993) in ihrem «Bundesstaatsrecht»: «Die Bundesverfassung, einschliesslich der ungeschriebenen Freiheitsrechte, steht in der Normenhierarchie auf einer höheren Stufe als die Staatsverträge. Ihr gebührt der Vorrang gegenüber den Staatsverträgen.»

Bundesrätlicher Bericht von 2010

Im Jahr 2010 nahm der Bundesrat im Auftrag der Bundesversammlung zum Verhältnis Landesrecht - Völkerrecht Stellung. Er stellte fest: «Wenn der Konflikt zwischen der neuen Verfassungsbestimmung und dem Völkerrecht nicht verhindert werden kann, geht nach Ansicht des Bundesrates die jüngere Verfassungsbestimmung vor.» In keinem Staat stehe das internationale Recht generell über der jeweiligen Verfassung.

Und da behauptet der Rechtsprofessor, «seit Urzeiten» stehe das internationale Recht auch

in der Schweiz über dem schweizerischen Recht. Es war bis 2012 genau umgekehrt. Nicht seit Urzeiten, sondern erst in den letzten Jahren haben Verwaltung, Bundesrat, Parlament und – seit 2012 – auch das Bundesgericht die Sache auf den Kopf gestellt.

So beschloss 2012 eine einzelne Kammer des Bundesgerichts mit drei gegen zwei Stimmen, das Bundesgericht sei auch beim verfassungsmässigen Ausschaffungsartikel 121 Absatz 3 an die Europäische Menschenrechtskonvention gebunden. Es habe «die sich aus der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte ergebenden Vorgaben weiterhin umzusetzen». Seit 2012 steht also plötzlich und ausdrücklich das allgemeine Völkerrecht (droit international) über der Bundesverfassung.

Der fest verankerte Zuwanderungsartikel 121a in der Bundesverfassung wurde unter Berufung auf internationales Recht verfassungs- und rechtswidrig durch das Parlament nicht umgesetzt. Plötzlich hatte das internationale Recht Vorrang.

Noch am 5. März 2010 hielt der Bundesrat in seinem Bericht ausdrücklich fest: «In keinem Staat wird dem Völkerrecht uneingeschränkt der Vorrang vor dem Landesrecht eingeräumt.» Auch das weiss natürlich der Herr Professor, aber er korrigiert seine Mitstreiterin von der Operation Libero nicht, die keck das Gegenteil behauptet. Lügen kann man bequem unter die Leute bringen, wenn sie der Herr Professor deckt!

Was sagt aber eigentlich Professor Jositsch, der genau wissen muss, dass bis zum Bundesgerichtsurteil 2012 neues Schweizer Recht über dem bisherigen internationalen Recht stand, zu diesem Bundesgerichtsurteil? «In diesem Bundesgerichtsurteil wird jetzt so getan, wie wenn etwas Wahnsinniges passiert wäre. Es hat überhaupt keinen Paradigmenwechsel gegeben [...], sondern das Bundesgericht hat diese Praxis im Zusammenhang mit Völkerrecht und Bundesverfassung, den es schon immer hatte, angewendet.» Unverfrorener geht's nicht mehr.

Das Gutachten Thürer

Der Staatsrechtler Daniel Thürer legte dem Bundesrat am 7. Juli 2011 ein Gutachten vor, wie man die Schweiz – ohne Volksabstimmung – in die EU führen könne. EU-Recht sei schliesslich Völkerrecht, und nun müsse man einfach den Vorrang des internationalen Rechtes vor der Bundesverfassung durchsetzen, dann sei die Schweiz am Ende von selber in der EU. Dies wird nun neuerdings vom Bundesgericht so gehandhabt. Auch das alles weiss EU-Beitritts Befürworter Jositsch, der sich als Prof. Dr. iur. Gehör verschaffen will, genau. Und er macht daraus eine «seit Urzeiten geltende Ordnung»!

Der Autor ist Unternehmer, SVP-Politiker und ehemaliger Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements.

Anbetung des römischen Halbgotts

Von Urs Paul Engeler — Die Kirche, die Urmutter aller Feinde der Demokratie, kämpft mit der Idee des Gottesstaats gegen die Selbstbestimmungs-Initiative. Ihr Wortführer in der Schweiz ist der Ökonom und Theologe Wolfgang Bürgstein.



Demokratie begrenzen: Theologe Bürgstein.

Zu den allweil bemerkenswerten Beiträgen vor Wahlen und Abstimmungen gehören die Predigten, die der Ökonom und Theologe Wolfgang Bürgstein schweizweit verbreitet. Bürgstein ist als Generalsekretär der «Schweizerischen Nationalkommission Justitia et Pax» die politische Stimme der römisch-katholischen Bischöfe der Schweiz, wird gut bezahlt von den Menschen, die dieser Organisation noch Tribute zahlen, und bewertet im Namen der hohen Geistlichkeit jedes weltliche Geschehnis aus seiner «ethischen», heisst ultralinken Werte. Derzeit unterstützt er öffentlich die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA), die eine Beschwerde gegen die Investitionspolitik der Nationalbank eingereicht hat.

Etwas relevanter ist das pontifikale Engagement gegen die Selbstbestimmungsinitiative, über die am 25. November abgestimmt wird. Dass der via Pfarrblätter gestreute Hirtenbrief

die Stärkung der demokratischen Rechte ablehnt, überrascht niemanden, der die hierarchisch-autoritäre Struktur der katholischen Kirche kennt. Dass ausgerechnet der staatlich anerkannte Klub, der den Frauen elementarste Menschenrechte verwehrt, nämlich deren Zugang zu vielen kirchlichen Ämtern (Ordination), damit argumentiert, dass mit dem Ja zur

Das Dogma der Unfehlbarkeit des «Stellvertreters Christi» sowie von Konzilsbeschlüssen gilt weiterhin.

politischen Selbstbestimmung des Individuums bürgerliche, wirtschaftliche, kulturelle und soziale Freiheiten gefährdet seien, mutet allerdings recht bizarr an.

So weit, so absurd. Wirklich entlarvend und spannend wird die bischöfliche Botschaft,

wenn sie das «formale Demokratieprinzip» rigoros ablehnt und offen einen vom allmächtigen Gott und nicht von der Mehrheit der informierten Bürger geführten Staat propagiert: «Weil Gott der alleinige Herr über die Schöpfung und jedes Geschöpf ist, kann kein menschlicher Herrscher diesen Anspruch über Menschen erheben.» Die offene und freie menschliche Demokratie, in der der Bürger nach dem «blossenen Mehrheitsprinzip» entscheide, pervertiere die biblisch-christliche Tradition und masse sich Rechte an, «die allein Gott vorbehalten sind». Diese «Herrschaft von Menschen über Menschen» müsse darum von einer höheren Macht «kategorisch begrenzt» werden. Kurz: Das Prinzip einer direkten Demokratie, in die jedes Individuum sich mit Wort, Stimm- und Wahlzettel einbringen kann und am Ende die Mehrheit entscheidet, widerspricht der göttlichen Weltordnung. So

klar, wie die Ajatollahs und all die anderen Vertreter absoluter Systeme es auch tun, haben die katholischen Hohepriester sich schon lange nicht mehr ausgedrückt.

Neu ist dies jedoch nicht. Die Verachtung der modernen liberalen Demokratie und damit der Rechte des aufgeklärten und mündigen Einzelnen wurzelt tief in der katholischen Tradition und Lehre, vor allem in der Schweiz. Der Ultramontanismus, die politische Hörigkeit gegenüber Rom «jenseits der Berge», ist mit dem Ende des Kulturkampfes und der Aufhebung der Konfessionsartikel zwar formell beendet worden; auch muss die Priesterschaft sich mittlerweile nicht mehr auf die achtzig antimodernen Kernsätze des Index der politischen Irrtümer («Syllabus errorum») einchwören. Die geistig-kulturelle wie die organisatorische Abhängigkeit vom Halb-gott Papst ist aber geblieben. Das Dogma der Unfehlbarkeit des «Stellvertreters Christi» sowie von Konzilsbeschlüssen gilt weiterhin und wird damit über wissenschaftliche Erkenntnisse und demokratische Entscheide gestellt. Der Papst ernennt und weiht die Bischöfe, die ihm zudienen, und nicht etwa die Gläubigen, die ihnen nachzubeten haben. Heinrich Heine dürfte noch heute spotten: «Pfaffen haben kein Vaterland, sie haben nur einen Vater, einen Papa, in Rom.»

Allmächtiges Völkerrecht

Wenn dieser Obrigkeitssglaube nur die schwindende Zahl von Katholiken in ihren religiösen Belangen zu kümmern hätte, könnte man die damit bedruckten Pfarrblätter getrost zum Altpapier legen. Von politischer Tiefenwirkung ist indes, dass die bischöfliche Lehre vom Segen der Fremdbestimmung nahtlos in die Argumentation des scheinbar weltlichen und liberalen Komitees gegen die Demokratisierungs-Initiative passt. «Justitia et Pax» mit ihrer aktualisierten Idee vom Gottesstaat tritt denn auch als wichtiger «Partner» im Komitee gegen die Initiative auf.

Die Leitlinien der Kampforganisationen gegen mehr Selbstbestimmung decken sich, nur das Arsenal der Begriffe tönt leicht anders: Aus dem «Anspruch Gottes» auf einzig richtige, gültige und wahre Entscheidungen werden, durchschaubar säkularisiert, ein «Vorrang des Völkerrechts» sowie Prärogative von Uno-Konventionen; und an die Stelle von Päpsten, Kardinälen und Bischöfen treten Uno-Gremien, Strassburger Richter und andere Elite-Vertreter. Die Aufrufe der Katholiken und der anderen Feinde der Demokratie haben einen gemeinsamen ideologischen Nenner: Wir lassen an eine höhere und weisere Instanz glauben, die im Lichte absoluter Wahrheit «unabhängig», also absolut, urteilen und so den Willen einer Mehrheit von unvollkommenen Bürgerinnen und Bürgern brechen kann.

Die Religion ist nie tot; sie wechselt nur ständig ihr Gewand.

Justiz

«Stossrichtung stimmt»

Alt Ständeratspräsident Hansheiri Inderkum (CVP) hält den Widerstand gegen die Selbstbestimmungsinitiative für masslos übertrieben. Den Grundfehler sieht er beim Bundesgericht.

Herr Inderkum, für die Mehrheit der Juristen scheint die Selbstbestimmungsinitiative (SBI) der SVP des Teufels zu sein. Sie sind einer der wenigen staatsrechtlich beschlagenen Juristen, die eine andere Meinung wagen. Warum?

Die SBI will die langjährige Praxis der Bundesbehörden zum Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht in der Verfassung verankern. Das macht durchaus Sinn. Die Initiative mag in Teilen etwas «griffig» formuliert sein. Doch die Stossrichtung stimmt: Nicht alles Völkerrecht kann der Verfassung vorgehen. Der enorme Widerstand, der im Abstimmungskampf geübt wird, ist masslos übertrieben.

Die Gegner argumentieren, die SBI sei unklar und schaffe bloss Verwirrung.

Der Initiativtext enthält gewisse Unklarheiten, das stimmt. Doch Volksinitiativen sollen ja abstrakt formuliert sein, nur so kann man sie später vernünftig auslegen. Und ganz sicher ist die Regelung, welche die SBI vorschlägt, klarer als die jetzige Rechtslage. Heute weiss man nämlich nicht mehr, was im Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht gilt und wie bei Konflikten vorzugehen ist.

Was halten Sie vom Argument von Economiesuisse, die Annahme der SBI gefährde Hunderte internationaler Verträge?

Das ist eine populistische Behauptung, die ins Reich der Fantasie gehört. In der Debatte wird ausgeblendet, dass die Schweiz, wenn sie gegen einen bestehenden Staatsvertrag legiferiert, völkerrechtlich weiterhin an diesen gebunden ist und Konsequenzen zu gewärtigen hat. Der Verfassungs- und Gesetzgeber wird also nur in wirklichen Ausnahmefällen so weit gehen und ein Abkommen verletzen. Und nicht in Hunderten von Fällen, wie behauptet wird.

Sie waren Mitglied der Verfassungskommission der eidgenössischen Räte, welche Ende der 1990er Jahre die neue Bundesverfassung ausgearbeitet hat. Warum hat man das Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht damals nicht klar geregelt, im Sinne eines Vorrangs für das eine oder das andere?

Wir haben uns bei der Verfassungsrevision intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt und sind zum Schluss gekom-



«Total ausgehöhlt»: Inderkum (CVP).

men, dass man die Frage nicht ausdrücklich regeln soll, sondern sie weiterhin der Praxis überlassen kann, also dem Bundesgericht. Damals folgte das Bundesgericht der Schubert-Praxis. Diese besagt, dass Völkerrecht prinzipiell vorgeht, der Verfassungs- und Gesetzgeber jedoch davon abweichen darf. Das war eine gute Lösung, fand die Verfassungskommission. Auch der Bundesrat unterstützte die Schubert-Praxis und bekräftigte diese Haltung auch später noch. Leider ist dem heute nicht mehr so, die Situation hat sich geändert. Das Bundesgericht hat die Schubert-Praxis in den letzten Jahren total ausgehöhlt. Ich bedaure diese Entwicklung sehr.

Wie sieht eine vernünftige Lösung im Umgang mit Volksentscheiden und sich widersprechenden Staatsverträgen aus?

Man müsste versuchen, die Schubert-Praxis auf Verfassungsebene zu verankern. Im Ständerat gab es entsprechende Bestrebungen: Man wollte einen Gegenterwurf zur SBI erarbeiten, der weniger pointiert formuliert gewesen wäre. Das wäre ein guter Weg.

Was ist die Folge, wenn Volk und Stände die SBI ablehnen? Brechen dann mit Blick auf das Völkerrecht alle Dämme?

Bei einem knappen Nein wohl nicht. Doch sollte das Begehren massiv verworfen werden, dürfte sich das Bundesgericht in seiner völkerrechtsfreundlichen Haltung bestärkt fühlen. Gewisse politische Kreise würden dies zu nutzen wissen. Zudem wäre es dann schwierig, dass das Parlament später einen neuen Anlauf nimmt, um das Verhältnis zwischen Völkerrecht und Landesrecht doch noch anzugehen.

Interview: Katharina Fontana



Velo-Liebe: Berner SP-Frau Wyss.



Abgespeckt: CVP-Fraktionschef Lombardi.



Überraschungsgast: Bandleader Lienhard.



«Andere Solidarität»: Ex-SP-Chefin Brunner.



Online-Botschafter: CVP-Chef Pfister.

Personenkontrolle

Lombardi, Hurter, Vitali, Pardini, Pfister, Brunner, Gysi, Rechsteiner, Maillard, Schmid, Bischof, Sauter, Erismann, Wyss, Jenny, Lienhard, Montag, Churchill

Filippo Lombardi, *biggest loser*, hat im zweistelligen Bereich Kilos abgenommen. Vor einer Woche staunten seine Kolleginnen und Kollegen der Interparlamentarischen Union (IPU) nicht schlecht über den sichtlich erschlankten Tessiner Ständerat. Der CVP-Fraktionschef ist nicht alleine: Ein Jahr vor den Wahlen scheinen auch andere Parlamentarier rechtzeitig für den Wahlkampf abzuspecken: so der Schaffhauser Nationalrat Thomas Hurter (SVP) und vor allem der Luzerner Albert Vitali (FDP). Den gegenteiligen Weg ging SP-Nationalrat und Gewerkschaftsboss Corrado Pardini: Nach kurzfristigem Gewichtsverlust füllt er seine monogrammierten Hemden wieder vollumfänglich aus. (*kep*)

Gerhard Pfister, Influencer, begibt sich in neue Gefilde: Das Internet scheint dem CVP-Parteipräsidenten ein geeigneter Ausweg aus dem Strudel des Wählerschwunds. In einem Werbespot wirbt er mit seinen Parteikollegen für christlichdemokratische Online-Botschafter. Diese sollen in den sozialen Netzwerken die virtuelle Werbetrommel rühren und Wähler sowie Mitglieder akquirieren. Zweihundert solcher «Influencer» sollen es sein, die zwei Millionen

«hochwertige Klicks» ergattern. Das klingt zwar hip, aber eher nach einem Job für die Junge CVP. Deren gefühlte Inexistenz war für Digital-Pfister wohl eine zu grosse Hypothek, und so nahm er die Dinge selbst in die Hand. Man darf gespannt sein, wie viele Likes die alte Garde der CVP ergattert. (*zr*)

Christiane Brunner, Ex-Feministin, will die St. Galler Nationalrätin Barbara Gysi (SP) nicht als Nachfolgerin von Gewerkschaftspräsident Paul Rechsteiner sehen. Sie unterstützt den Romand Pierre-Yves Maillard. Gegenüber dem Unia-Blatt *Work* sagte Brunner: «Die Ausgangslage beschränkt sich nicht auf die Geschlechterfrage.» Zur Erinnerung: Christiane Brunner gilt als Ikone des Feminismus in der Schweiz und gehörte zu den Initiantinnen des ersten Frauenstreiks. Gegenüber dem *Tagblatt* gibt sich Gysi verschnupft: Anscheinend sei für Brunner eine «andere Solidarität als die unter Frauen» wichtiger. (*fsc*)

Martin Schmid, Pirmin Bischof, Regine Sauter und Gerhard Pfister, Anwärter, sowie etliche andere haben bereits abgesagt als Bundesratskandidaten: «Will nicht» (Regine Sauter), «Kann nicht» (Gerhard Pfister, Parteipräsident und Mitglied der Findungskommission), «Darf nicht» (Pirmin Bischof, Vater zweier Kleinkinder), «Sollte nicht» (Martin Schmid, potenzieller Ladykiller aus der Ostschweiz). Während sich verschiedenste Parlamentarier selber aus dem Rennen nehmen, treffen laufend Spontانبewerbungen aus der Bevölkerung ein, etwa die von Roy Erismann (Adresse: Postlagernd, Poststelle 25 Urania, 8025 Zürich). Per Mail lässt er die National- und Ständeräte wissen, dass sei-

ne zwölfseitige Bewerbung beim Generalsekretariat der Bundesversammlung einzusehen ist, und bittet höflichst um Prüfung seiner Kandidatur. Erismann kann und will. (*kep*)

Ursula Wyss, Volkserzieherin, will mehr Bernerinnen und Berner auf den Sattel bringen. Die städtische SP-Verkehrsdirektorin hat es sich zum Ziel gesetzt, Bern zur «Velohauptstadt» zu machen und den Anteil der Radfahrer am Gesamtverkehr markant zu steigern. Dieser Tage stellte Wyss nun eine eigenwillige Plakat- und Sensibilisierungskampagne vor, die das Velo in einem ganz neuen Licht zeigt. Da sieht man eine Frau, die offenbar auch abends in der Wellnessoase nicht ohne ihr Velo sein kann und dieses vom Badebecken aus neckisch anspritzt. Oder einen Hipster vor dem Laptop, der sich während der Arbeit lachend mit seinem roten Zweirad unterhält. Dem Betrachter stellen sich da doch einige Fragen. Erstens: Bestehen die Sujets – Frau in der Wellnessoase, Mann am Computer – den Gendertest? Und zweitens: Was soll man von jemandem halten, der für sein Velo amouröse Gefühle hegt? (*fön*)

Christian Jott Jenny, Neopolitiker, war der Überraschungsgast an der Schweizer Tournee-Premiere von Pepe Lienhard's Bigband im Zürcher Theater 11. Der *President-elect* von St. Moritz interpretierte einen Song aus der «West Side Story». Künstler als Politiker, Politiker als Künstler? Manche haben da so ihre Zweifel. «Wenn Sie so politisieren, wie Sie malen, dann ist Europa verloren», sagte der Schweizer Mallehrer Charles Montag zu Winston Churchill, dem malenden Premierminister. Jennys Gesangskunst muss man definitiv weniger fürchten. (*gut*)

Nachruf

Hansjörg Abt (1935–2018) — Mit den jungen Volontären, die frisch ab der Uni bei Hansjörg Abt in der Wirtschaftsredaktion der *Basler Nachrichten* erschienen, ging er so vor: Kurzmeldungen redigieren, nach zwei Tagen auch längere Artikel. Bald galt es, spätabends die «NYSE» aufzubereiten oder in aller Herrgottsfrühe das Abendblatt in Angriff nehmen. Wir gehörten dazu. Lern-ten von ihm, Geschäftsberichte zu lesen und nach Verborgenem zu forschen. Darin war er Meister und stand im Ruf eines unerbittlich objektiven Beobachters.

Sein Studium hatte er in Basel absolviert. Nach der Promotion kam der «Dr. rer. pol.» zu den *BN* und wirkte dort bis 1970. Da-nach führte ihn sein Weg zur *NZZ*, wo er unter anderem mit fortgesetzten Enthül-lungen über Werner K. Rey Furore machte. Einmal unterbrach er die Zeit bei der *NZZ* und wurde Kommunikationschef der damaligen Brown Boveri (BBC). Er zog samt Familie nach Remetschwil, wo die Gemeinde den Basler Einwanderer flugs zum Gemeindepräsidenten machte. Die BBC und Remetschwil bleiben Fussnoten in seiner Vita, werfen aber ein Licht auf sei-



Hinterfragen, Feilen, Schleifen: Journalist Abt.

ne Vielseitigkeit und seinen Gemeinsinn. In der Arbeit war Hansjörg Abt mit sich selber er-barmungslos. Seine Texte kamen stets wie aus einem Guss, waren stringent und eine Wonne

zu lesen. Aber dahinter steckte jedes Mal Hinterfragen, Feilen, Schleifen.

In der Freizeit liebte er Geselligkeit. Oft nahm er im Kreis von Freunden die Gitarre zur Hand. Sie hatte ihn schon in jungen Jahren als *Schnitzelbänggler* bei den damaligen «Schärberichtern» begleitet.

Für den Rückzug, allein oder mit Freun-den und Kollegen, hatte er oberhalb des Grimselpasses mitten in monatelang ver-schneiter Landschaft eine nur zu Fuss er-

Seine Texte kamen stets wie aus einem Guss, waren stringent und eine Wonne zu lesen.

reichbare, dem Verfall überlassene Hütte eingerichtet, ohne Strom und Wasser, aber herrlich gelegen, eine Oase der Ruhe.

Hansjörg Abt liebte die Berge und kann-te sie. Vielleicht gehörte dazu auch die Tätigkeit, die er nach dem Berufsleben ausübte: Er legte am Wiederaufbau der Furka-Bergstrecke Hand an. Mitte Okto-ber ist er im 84. Lebensjahr gestorben.

Ruedi Messerli



*Meister
Werk*

Celeste Crianza 2015

*Ribera del Duero do, Crianza
Pago del Cielo – Propiedad de la Familia Torres,
Ribera del Duero*

«Himmlich.»
Erdige Kraft.
Verführerische Fruchtaromen.
Samtig der elegante Ausklang.

Ruedi Bindella

CHF **14.80** netto
statt 18.50, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 18.11.2018

Bindella
la vita è bella



Elementarteilchen des Ruhms

Von Michael Bahnerth — Sie schien lange wie ein Paradiesvogel, der keine Grenzen kennt: Lady Gaga. Sie vermischte Kommerz mit Kunst und Kunst mit Kommerz beinahe bis zur Unkenntlichkeit. Sie verbarg jahrelang ihr Wesen hinter Roben und Make-up. Nun ist sie dabei, sich abzuschminken.



Zurück zum Anfang der Träume: Musikerin Lady Gaga.

Stefani Germanottas Leben begann zwölf Jahre bevor sie geboren und 32 Jahre bevor sie Lady Gaga wurde. Am 18. Dezember 1974 starb Joanne, die Schwester ihres Vaters Joe, mit 19 Jahren. Sie war eine Poetin und jung und hübsch, die Krankheit hässlich; eine Autoimmunerkrankung. Ihre Antikörper zerstörten ihre Organe und danach für lange Jahre all die damals noch kleinen Träume der italienischen Einwandererfamilie Germanotta. 43 Jahre später sagt Lady Gaga in der Küche ihrer Grossmutter, dass sie Joanne sei, irgendwie. Sie singt ihr ein Lied vor, das sie für Joanne komponiert hat, und sie rezitiert einen Ausschnitt aus einem Gedicht der tragischen Tochter: «Ich trage eine Maske. Ich spiele mit. In der glitzernden Parade der Masken.» Danach weint Lady Gaga. Um Joanne und um sich selbst.

Es gibt drei Zitate von ihr, die errahnen lassen, durch welche innere Landschaften die Weltenstürmerin innert kurzer Zeit schritt, welche Früchte ihres Baumes der Erkenntnis sie genoss und an welchen sie sich erbrach. Das erste stammt aus dem Jahr 2008, als ihre Weltkarriere mit dem Album «The Fame» gerade begann: «I want the fame.» Das zweite aus dem Jahre 2016, als Lady Gagas Zustand als Fixstern des Showbiz an Helligkeit verlor: «The last three years I spent trying to erase fame from my mind.» Das dritte aus dem Jahre 2017: «Wenn man mit 21 ein Star wird, hört man auf zu wachsen.»

Sie wurde nicht über Nacht zum Weltstar. Lange Monate tingelte sie 2008 mit ihrer Single «Just Dance» durch die USA, durfte als Aufwärmerin bei Konzerten von New Kids on the Block spielen, es war ein Roadmovie, eine Initiationsfahrt, und am Ende der Strasse war eine Pforte, hinter der Weltruhm lag. 2010 war Lady Gaga die strahlendste Ikone im Business, sogar Madonna stand in ihrem Schatten; Wachablösung, und eine Madonna, die Gift spuckte. Lady Gaga sei «reduktiv», was einfach nur ein schöneres Wort für simpel war. Lady Gaga gab sich unbeeindruckter, als sie war, und kümmerte sich um das, was sie «ihr Ding» nannte, und das Ding war *being Lady Gaga*.

«Das Fleisch auf unseren Knochen»

Die junge Frau, die jahrelang angegründet mit Leggings und Rockstar-T-Shirt von Mötley Crüe durchs Leben lief, verwandelte sich zur Stilikon der Gegenwart mit Fabel-Outfits, jeweils hart an und oft jenseits der Grenze der bürgerlichen Anstandsmoral. Konservative verabscheuten sie. Als sie an einem Konzert einmal in hohen Schuhen und einem Kleid, das mehr zeigte, als es verhüllte, ausrief: «Jesus loves you», antworteten irgendwelche Religions-Hillbillys aus Kansas: «God hates Lady Gaga.» Manchmal war das Kleid Symbol des Spottes, der Unterdrückung und des Protests, manchmal war es nur gaga, und immer war es eine Schutzidentität. Der Höhepunkt war der *meat*

dress, ein Kleid aus rohem Fleisch. Sie trug es primär aus Protest. Nicht gegen quälerische Tierhaltung oder als Statement für Vegetarismus. Sondern als Message für die Rechte von Schwulen und Lesben: «Wenn wir uns nicht für das einsetzen, woran wir glauben, und nicht für unsere Rechte kämpfen, haben wir bald nicht mehr Rechte als das Fleisch auf unseren Knochen.» Sekundär trug sie es natürlich, weil sie wusste, dass ihr die Schlagzeilen gehören würden, diese Elementarteilchen des Ruhms.

Man muss kein Mitleid haben, auch wenn Lady Gaga stets betont, wie hart es sei, Lady Gaga zu sein. Weil Musik machen stets wie eine Operation am offenen Herzen sei, weil man sein gebrochenes Herz finden müsse, um Songs zu schreiben, weil ihr Musik so wichtig sei, dass alles andere wie sinnloser Zeitvertreib scheine, dass sie sich nie ausruhen könne in ihr selbst und so weiter. Das ist etwas, was wir, die wir nur die Sonne haben und – trotz des kalten Lichts und des zusätzlichen Schattens – keine Scheinwerfer, deren Strahlen unser Dasein darüber hinaus erhellen, nie ganz verstehen werden; warum die sich beklagen, diese Günstlinge der Götter, dass es so hart sei, ein Weltstar zu sein.

Eine Viertelmilliarde Dollar hat Lady Gaga in zehn Jahren verdient, seit sie sich 2008 in ein öffentliches Sein katapultierte. Genug, um sich freizukaufen, wenn das Zwangskostüm eines Superstars unverkraftbar werden sollte. Die Zeit erledigt dann den Rest, die Welt vergisst schnell. Eine Luxusinsel innerhalb des Bahamas-Archipels kostet 25 Millionen Dollar, und dort scheint dann nur noch die private Sonne. Gekauft hat sich Lady Gaga aber unlängst ein 23-Millionen-Dollar-Anwesen in der Downing Street in Manhattan. Es scheint zumindest nicht härter, Lady Gaga zu sein als irgendeine Friseurin aus Pennsylvania. Es mag sein, dass dem, der seine Träume erfolgreich lebt, die Träume irgendwann abhanden kommen und die Sehnsucht eine Schubumkehr vollzieht, hin zu jenem Moment, als die Träume gerade erst begannen sich zu materialisieren. Vielleicht leidet Lady Gaga darunter.

Als Lady Gaga ein kleines und wohlbehütetes Kind der oberen New Yorker Mittelklasse war, war ihr Traum, einst im Madison Square Garden aufzutreten. 2011 erfüllte sie sich ihn. Fünf Mal schon hat sie eine Welttournee hinter sich, die letzte, die «Joanne»-Tour, endete im Februar. Lady Gaga verdient inzwischen mit Touren und Merchandising mehr als mit dem Verkauf

ihrer Alben. Vor fünf Jahren erlitt sie einen Ermüdungsbruch ihrer Hüfte, da war sie 26 Jahre alt. Als die Hüfte wieder ganz war, sie aber noch nicht ganz trug, fuhr sie in einem goldenen Rollstuhl durch die Gegend, weil sie ein wenig «Stärke» zeigen wollte. Ein wenig später eröffnete sie noch einen Instagram-Account für ihre Bulldogge Asia, die einen Turban trägt. Es war die Zeit, als es nicht mehr weiter aufwärtsging, egal, was sie trug und welches Klischee sie bediente und als Kunstform verkaufte. Ihr Album «Artpop», das 2013 auf den Markt kam, war – man kann nicht gerade sagen – ein Flop, aber ein kleines Erdbeben wie die vorherigen war es auch nicht. Es verflüchtigte sich so schnell wie der Duft ihrer Parfümkreation «Fame», und das Parfüm sei so wie sie, «einzigartig, eigenartig und beachtet keine Regeln».

Entdeckung des Jazz

Die Halbwertszeit des Paradiesvogels, der Kunst zu Kommerz und Kommerz zu Kunst verschmelzen liess, war überschritten, die kritische Grösse ihrer Egos ebenfalls. Spätestens als sie beim Super Bowl, dem Football-Finale der USA, in der Halbzeit die Show bestreiten durfte, war klar, dass kaum mehr möglich ist. Das Problem mit Weltruhm ist nicht nur seine zwangsläufige Vergänglichkeit, sondern vor allem, dass danach nichts Grösseres mehr kommen kann. Irgendwann kann man sich nicht noch weiter erfinden, sondern nur noch reproduzieren. Oder hinterfragen und dem allmählichen Absterben des



Ein bisschen CEO: mit Vater Joe, 2018.

Ihre Mutter Cynthia sieht man kaum. Dad hat sie sich auf die Schulter tätowiert.

Bestehenden etwas Neues entgegenstellen. Nach einer Reproduktionsphase hörte Lady Gaga auf, sich bis zur Unkenntlichkeit zu schminken. Sie demaskierte sich, legte jenes künstliche Fleisch ab, das ihre Knochen verbarg, und entdeckte den Jazz, zusammen mit Tony Bennett, dem letzten Sänger aus Sinatra-Zeiten. Der Jazz war vielleicht die erste Tür, die sie aufsties und durch die sie hindurchlief und ein bisschen Lady Gaga und *fame* hinter sich liess.

Auf Lady Gagas Körper befinden sich ungefähr fünfzehn Tattoos. Vierzehn davon auf der Herzseite des Körpers und nur eines auf der andern Seite. An der Innenseite des Oberarms ist eine Trompete. Die linke Seite, sagt sie, das sei sie, die rechte Seite habe sie für ihren Dad, für Joe, frei gelassen, damit er in ihr immer noch das unbefleckte Mädchen oder Marilyn Monroe sehen könne. Ihren Dad sieht man immer mal wieder in ihrer Nähe, in ihren Videos

über sich selber, ihr Dad ist ein bisschen ihr CEO. Ihre Mutter Cynthia sieht man kaum. Dad hat sie sich auf die Schulter tätowiert, aber von mehr Belang ist ein Tattoo gegenüber der Trompete. Es ist von Rainer Maria Rilke, aus einem Brief an einen jungen Poeten, der nicht weiss, ob er zum grossen Poeten taugt. Rilke schreibt, er solle den Grund erforschen, der ihn schreiben hiesse; «prüfen Sie, ob er in der tiefsten Stelle Ihres Herzens seine Wurzeln ausstreckt, gestehen Sie sich ein, ob Sie sterben müssen, wenn es Ihnen versagt würde zu schreiben. Fragen Sie sich in der stillsten Stunde Ihrer Nacht; muss ich schreiben?»

Zwischen den Zeilen dieses Tattoos hat Lady Gaga den Todestag von Joanne eingraviert. Das Tattoo trägt sie schon seit 2009 mit sich herum, aber es scheint, dass sie erst vor zwei Jahren begonnen hat, die Sätze Rilkes zu leben, diese Reduktion des Blablas einer Existenz hin zur Sprache des innersten Kernes. Im Falle von Lady Gaga heisst das: mehr Substanz und weniger Show. Und es heisst auch, das nackte Fleisch seiner Seele sichtbar zu machen und nicht jenes seines Körpers, der im Falle von Lady Gaga 1,57 Meter gross ist, schlank, athletisch, ohne übertrieben muskulös zu sein. Ihr Hintern gilt als einer der wohlgeformtesten und als kleine Sensation.

Die Sache mit dem Penis

Und dann ist da noch das Gerücht, sie hätte einen Penis. Angeblich wurde während eines Konzertes in ihren Anfängen und in engen Hosen eine Ausbuchtung zwischen ihren Beinen gesichtet. Befeuert wurden die Gerüchte über Ausrufe Gagas an Konzerten, das sei so geil hier, dass sie jetzt einen Ständer habe. In Interviews liebäugelte sie immer wieder mal mit Bisexualität, behauptete, sie hätte auch einen Penis, was ja biologisch völlig korrekt ist, weil Klitoris und Penis beides homologe Organe mit derselben Grundstruktur und demselben Ursprung in der Evolution sind. Das ganze Penis-Ding scheint aber eher ein Marketing-Gag Gagas zu sein, und es gibt ein weiteres Gerücht, Lady Gaga hätte sich einen Tampon ins Höschen gesteckt, um in die News zu kommen und den «fame» anschwellen zu lassen. Abgesehen davon war sie stets mit Männern liiert und ist gerade zum zweiten Mal verlobt.

Das mit den Männern klappt allerdings nicht richtig, und das wiederum hat mit Rilke zu tun. Weil Lady Gaga nichts so sehr lieben kann wie sich selbst und weil sie schreiben, also komponieren und singen muss, damit sie sich lieben kann, weil sie schon ihren Vater sehr liebt, bleibt wenig Raum und nur der Traum nach einer alles erfüllenden Liebe zu, von und mit einem Mann. Das ist das Los des Künstlers, dieser neu-



Immer wieder geboren: am Super Bowl, 2017.



Zauberhaft: mit Bradley Cooper in «A Star Is Born».

rotische Zwang zum narzisstischen Kreativen. Und man kann viel über sie sagen, Gerüchte verbreiten, ihre Maskeraden lächerlich finden, fest aber steht, dass Lady Gaga, anders als etwa Britney Spears oder Miley Cyrus, eine ernsthafte Pop-Künstlerin ist, deren Songs manchmal sind wie Gemälde. Manchmal auch nicht.

Sie war einmal Burlesque-Darstellerin in New Yorker Bars und hatte damit in der LGBT-Szene erste Erfolge, was zu zwei Dingen führte. Sie kämpfte fortan für die Rechte der Schwulen und Lesben, Bisexuellen und Transgender, und sie blieb dem Burlesken zehn Jahre lang treu. Das war die Zeit vor dem Durchbruch, sie schlug sich durch, schrieb Songs, mehr für sich, kam an einen Manager, der fand, sie sei mindestens so exaltiert wie der Queen-Sänger Freddie Mercury, sagte, sie sei «Radio Ga Ga», ein Queen-Song, woraus dann im Oktober 2006 bei einer Art Konzert von Amerikanern italienischer Herkunft das erste Mal aus Stefani Germanotta Lady Gaga wurde.

Sie wurde Songschreiberin bei einer Produktionsfirma, wurde entlassen, was sie in ein Loch fallen liess, das sie mit Kokain und andern künstlichen Paradiesen zu füllen versuchte. Sie hatte eine grosse Liebe, Carl, die war wie Herbstwetter, mal warm, mal kalt. Ihr Vater wandte sich von ihr ab, als er sie im Burlesque-Kostüm performen sah. Sie schrieb jene

Songs, die später das Album «The Fame» prägten, sie operierte sich am offenen Herzen und ging gestärkt daraus hervor. Sie schrieb einen Song, dessen Refrain «Daddy, I'm so sorry», und Dad und sie waren wieder glücklich.

Lady Gaga ist jetzt 32 Jahre alt und hat schon mindestens ein Leben hinter sich. Es ging einmal in den Sternenhimmel und zurück und brachte ihr die Erkenntnis, dass es da oben auch kalt ist und düster. Gestartet ist sie von einer kleinen, behüteten und wohlhabenden Singularität an der Upper West Side von Manhattan, einer Hochburg der Reichen, die sich ihr Vater leisten konnte, weil er Ende der 1980er Jahre mit dem Ausstatten von Hotels mit WiFi zu Geld kam. Sie bekam ab vier Jahren Klavier- und Gesangsunterricht, sie nahm Schauspielunterricht, komponierte mit dreizehn Jahren ihren ersten Song, «To Love Again». Sie besuchte die Convent of the Sacred Heart High School in Manhattan, eine sehr teure römisch-katholische Privatschule, in der auch schon Nicky und Paris Hilton waren. Ihr Vater organisierte erste kleine Auftritte, sie war eine kleine, unsichere Prinzessin, sie war scheu und hielt sich für unschön, und als sie so alt wurde wie Joanne bei ihrem Tode war, verliess sie für immer ihre Jugend und begann sich selbst zu suchen, fand Lady Gaga und probte sich

in einem Steigerungslauf an und mit ihr aus.

Es gibt Leute, die behaupten, Zufälle seien nichts anderes als Gesetzmässigkeiten, die wir nicht nachvollziehen könnten. Vielleicht ist es so. Als Lady Gaga für den Super-Bowl-Auftritt schon übte und sich klar war, dass danach fast nichts Grösseres mehr kommen konnte, erhielt sie ein Filmangebot für ein Remake von «A Star Is Born». Einfache Geschichte: Alternder Rockstar trifft erfolgloses Dornröschen mit zauberhafter Stimme, sie verlieben sich, er fällt tief, sie steigt auf, er stirbt, sie lebt weiter, nur ein bisschen trauriger, *the end*. Der Film kam Anfang Monat in die Kinos. Lady Gaga spielt und singt Ally, die erfolglose Sängerin, ungeschminkt, unklug, und sie verkörpert sie so, als ob sie Ally wäre und Ally Joanne sei. Das alles ist ein wenig paradox vor dem Hintergrund, dass wir glauben, im Film endlich die wirkliche Lady Gaga zu sehen. Aber sie ist zauberhaft und grosses Kino.

Menschen wie Stefani Germanotta sterben in ihrem Leben mehrmals und werden immer wieder geboren, das ist das Schicksal von Künstlern. Schwer zu sagen, was Lady Gagas nächste Reinkarnation sein wird. Wahrscheinlich weiss sie es selber nicht. Sicher ist, dass sie noch einmal Lady Gaga sein wird, 27 Shows in Las Vegas wird sie innert eines Jahres geben, eine Million Dollar wird sie pro Auftritt erhalten. «Enigma» heisst die Show; Rätsel.

RANGE ROVER VELAR

DER STIL DER AVANTGARDE.



ABOVE & BEYOND



WINNER
WORLD CAR AWARDS
2018 WORLD CAR DESIGN OF THE YEAR



Das stylischste Auto
der Schweiz 2018

Land Rover fährt seiner Zeit immer voraus. Schon 1948 mit dem ersten Land Rover überhaupt und auch mit dem Debüt des Range Rover, der 1970 als erster SUV eine völlig neue Kategorie definierte. Der Range Rover Velar führt diese Tradition auf ausgezeichnete Art und Weise weiter. Innovativ. Intelligent. Inspirierend.

Land Rover geht von jeher neue Wege und ist damit der Massstab für alle SUV.

landrover.ch



Total fokussiert.

Zeitgeist

Leben im Flugmodus

Von Roman Zeller — Ein Like hier, ein Post dort: Die Handy-Generation ist versessen auf die sozialen Medien. Sie interagiert pausenlos. Multimedial überfordert fühlt sie sich nicht, ebensowenig krankhaft süchtig.

Fremd seien ihm Printmedien, genau wie ein Leben ohne Internet; digitale Zeitungen lese er nicht. Höchstens auf Gratis-Apps klickt Cyrill, 21, angehender Start-up-Marketingverantwortlicher, dann und wann und scrollt oberflächlich durch die Nachrichten. Auf Facebook habe er den *Blick*, *20 Minuten*, die *NZZ* und andere abonniert, die ihn mit Neuigkeiten bombardierten. Die Artikel studiere er eigentlich nie, «die stören eher», meint Cyrill. Die wichtigen Schlagzeilen picke er auf: «Trump kenne ich, der ist ja schliesslich überall.» Lieber seien ihm Unterhaltungsvideos, humorvolle Fotos, die ihn zum Lachen bringen. Darüber spreche er auch mit seinen Freunden.

Wie steht es mit seiner politischen Beteiligung? «Was? Abstimmungen? Nein, da kenne ich mich zu wenig aus», sagt Cyrill. Er sei dies-

bezüglich ein schlechtes Beispiel, erst einmal habe er abgestimmt. Für seine eidgenössische Wahlpremiere 2019 könne er nichts verspre-

Bilder mit nur 140 Likes hinterfragt Claudine zwar, sie löscht aber keines.

chen. Warum? «Uff. Keine Ahnung!», seufzt er. «Wie gesagt, ich bin wohl nicht repräsentativ, wenn es um solche Themen geht.»

Kreuzfalsch. Cyrill ist nicht alleine. Jetzt, 2018, sei der Wert der «News-Deprivierten» unter den 16- bis 29-Jährigen auf einem Rekordhoch. 53 Prozent dieser Jugendlichen konsumierten News nur sporadisch und zumeist solche von minderer Qualität – subs-

tanziell über die Plattformen der Tech-Intermediäre wie Facebook oder Instagram. So steht es im soeben erschienenen «Jahrbuch Qualität der Medien» des Forschungsinstituts Öffentlichkeit und Gesellschaft. Weiter signifikant: Die durchschnittliche Stimmbeteiligung für 18- bis 25-Jährige liege bei rund einem Drittel, wie ein Beitrag des Instituts für Politikwissenschaft der Universität Bern 2014 ergab. Das ist der tiefste Wert aller Altersgruppen.

Zwei Stunden Youtube

Diese Jugendlichen bezeichnet Jean M. Twenge in ihrem im Mai erschienenen Buch «Me, My Selfie and I» als «Generation Selfie». Sie meint die Jahrgänge 1995 aufwärts, die seit der Kinderstube einen treuen Begleiter haben: das

Handy. Ihre bevorzugte Anwendung ist seit der Schulzeit die Foto-Plattform Instagram. Sie kennen das Leben gar nicht mehr ohne sie. Dort posten sie Bilder, Videos oder Live-Schaltungen – vorwiegend von sich, Selfies halt. Sie präsentieren sich optimal abgelichtet und fischen nach Likes.

Was interessiert diese Selfie-Generation? In erster Linie schicken sie einander Videos, wo Hundewelpen herumtollen oder eine Katze zum Klavierspiel ansetzt. Mit «Jööö», «Haha» oder einem gelben Emoji bestätigen sie demjenigen auf der anderen Seite der Leitung, dass die Botschaft angekommen ist. Cyrill sagt, dass ihn diese Form von Unterhaltung weit mehr beschäftigt als ernsthaftere Themen.

Was meinen andere Jugendliche? Fiona, 19, Geografiestudentin, sagt: «Kei Aanig.» Zeitungen lese sie nicht. Sie vertreibe ihre Zeit vor allem mit endlosen Youtube-Filmchen. «Ich verbringe locker zwei Stunden pro Tag auf der Video-Website.» Ein Film nach dem andern. «Es kommt immer ein nächster, der mich interessiert.» Meist gehe es um reine Unterhaltung, so Fiona. Gemeint seien etwa Ausschnitte von «Germany's Next Topmodel», wo Heidi Klum seit 2006 das hübscheste Mädchen kürt.

Kardashians statt AfD

Ähnlich verläuft der Medienkonsum von Harriet, 18, die gerade ihrer Maturarbeit den letzten Schliff verpasst: «Ich ertappe mich oft dabei, wie ich minutenlang auf Instagram Explorer herumlungere.» Instagram Explorer, das Erkundungszentrum von Instagram, sei gleich konzipiert wie Youtube und zeige Videos und Bilder, die aufgrund der persönlichen Interessen auftauchen. Die Clips von Komiker Stefan Büsser und seinen parodierten Highlights der TV-Sendung «Bachelorette» seien eine Zeitlang ein grosser Renner gewesen. «Sauglatt», findet Harriet. Veronique, 21, Medizinstudentin, kann sich bei Beiträgen von Reise-Influencern, den neuartigen Reisevermarktern in den sozialen Medien, fast nicht von ihrem Handy und Instagram losreissen. «Prokrastination», das tagträumende Aufschieben von Pendenzen, nennt sie die flimmernde Ablenkung.

Und was ist mit Nachrichten? «Die Themen in den Zeitungen entsprechen zu wenig meinen Interessen», so Harriet. Sie tanzt Ballett, leitet Pfadilager und macht Musik. «Zwar habe ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich im Nachhinein an die Unmenge der verblödenen Posts denke.» Sie hätte mit der vergehenden Zeit sicher Besseres anfangen können.

Claudine, 20, Studentin der Populären Kulturen, befriedige online hauptsächlich eigene Interessen. Dass sie mehr über die Kardashians wisse als über die Selbstbestimmungsinitiative, sei ihr egal. «Was ist die AfD?», fragt sie. Ihr Fokus liege auf dem Studium,

nicht auf der Politik. Sie brauche nicht zusätzliche Informationen, die sie nicht betreffen und nur ihren Kopf füllten. Sie zeigt die Startseite ihres Bildschirms mit lauter Tanzvideos. «Siehst du, Beyoncé.» Viele Kolleginnen hätten sogar ein zweites Instagram-Profil. Es nenne sich «Friendsta». Dort teilten sie «wirklich persönliche Erfahrungen» – und verbreiten so nicht alles an unbekannte Follower. Selbst postet sie nicht Bilder im Übermass. Likes seien ihr nicht wichtig. Durchschnittlich ergatterte sie 180

Viele Kolleginnen hätten sogar ein zweites Instagram-Profil. Es nenne sich «Friendsta».

davon. Bilder, die mit nur 140 Likes bewertet werden, hinterfrage sie zwar, lösche aber keines, wie dies einige ihrer Bekannten täten.

Natürlich habe sie auch Freunde, die sich in der Politik engagierten und sogar an Demos gehen würden, sagt Claudine. Der Grossteil ihres Umfelds beschäftige sich aber lieber mit den alltäglichen Dingen des Lebens – sie meint das Handy und die Inhalte, die sie auf Instagram teilen. Die angehende Medizinerin Veronique schildert Ähnliches. Sie hofft, dass sich die Lage mit ihrem Auszug aus dem Elternhaus verbessert: «Dann bin ich gezwungen, mich selbst mit den gesellschaftsrelevanten Themen zu befassen.» Heute sei sie wohlbehütet im Elternnest. Ihr Vater nehme sich Zeit und kläre sie vor den Abstimmungen auf. «Ich stimme dann selbst ab», betont sie.

Ob sich Claudine und Veronique neben dem permanenten Chatten, Posten, Taggen überhaupt noch konzentrieren können? «Natürlich», geben die jungen Damen zu verstehen. Im Unterricht sei das Handy lautlos, beim Lernen klickten sie auf das Flugzeug-Symbol. Dann seien sie total fokussiert. Die Option «Flugmodus» setzten sie auch am Abend ein. Es könne aber durchaus vorkommen, dass das Handy trotzdem unter dem Kissen hervorgekommen werde, um zu schauen, ob auch ja der Wecker gestellt sei. Ein Spiel mit dem Feuer, könne es doch schnell vorkommen, dass sogleich wieder eine Stunde Schlaf zugunsten von Social Media draufgehe.

Informativer Militärstreich

Wie steht es um die Stimmbeteiligung anderer aus der Selfie-Generation? Alma, 18, Maturandin, bezeichnet sich selbst als politisch interessiert. Zur Urne sei sie seit ihrer erst kürzlich erlangten Stimmberechtigung aber noch nicht gegangen. Zu abstrakt seien die Vorlagen, obwohl sie am stärksten betroffen sei: «Ich muss von allen am längsten mit den Konsequenzen leben.»

Was die Annahme oder Ablehnung einer Initiative bedeutet, könne sie nicht wirklich abschätzen. Sie beschäftige sich daher gar nicht erst intensiver damit. Als Interessen kommen ihr die kurzen, knackigen Videos in den Sinn, die aufpoppen, wenn sie ihre Freunde darunter taggen. Die regen punktuell zum Nachdenken an, unterhalten aber grossteils. Sie nennt die Kurz-Clips von *Izzy Magazine*, Radio Energy oder *Watson*. «Als Super-Cedi, der Star des Online-Mediums *Izzy Magazine*, einen Armeemajor mimt und so die Soldaten veralbert», berichtet Alma – «das war zum Totlachen und offenbarte die Schwächen des Militärs.»

Erreichbar sind sie, diese Jungen: Sie surfen im Internet, sind vernetzt und interagieren pausenlos. Cyrill, Fiona, Harriet, Veronique, Claudine und Alma finden das effizient – für offene Fragen finden sie sofort Antworten. Multimedial überfordert fühlen sie sich nicht, ebenso wenig krankhaft süchtig. Kein Grund zur Sorge also.

Georg Lutz, Direktor des Schweizer Kompetenzzentrum für Sozialwissenschaften (Fors), bestätigt, dass die direktdemokratische Beteiligung der jüngsten Stimm- und Wahlberechtigten gegenüber altersweiseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern seit je konstant tiefer sei. Nicht nur die Jugendlichen der Selfie-Generation haben breitgefächerte Interessen. Auch ohne Instagram.

Jetzt bestellen:
Checkliste Pensionierung
vz.ch/checkliste

Pensionierung

- **AHV**
Wie hoch ist mein Anspruch?
- **Pensionskasse**
Rente, Kapital, Kombination?
- **Hypothek**
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.

VZ VermögensZentrum

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Lugano
Luzern | Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

www.vermoegenszentrum.ch



Vom Studenten zum «reichsten Mann auf dem Globus»: Adnan Khashoggi auf dem Weg ins Gericht, New York, 1980.

Lebensläufe

Die Löffelmacher aus Kayseri

Von Pierre Heumann— Ob Leibarzt am saudischen Königshof, Finanzberater, Waffenhändler, Intimus von US-Präsidenten, Verräter: Wie Mitglieder des Khashoggi-Clans aus dem türkischen Kappadokien ins Allerheiligste Arabiens vorstießen. Und warum Spross Jamal im Haus Saud in Ungnade fiel.

Jamal Khashoggi, der am 2. Oktober im saudischen Konsulat in Istanbul ermordet wurde, war in früheren Jahren ein intimer Kenner und Vertrauensmann des Königshauses gewesen. Damit lag er ganz auf der Linie seiner Vorfahren. Der Khashoggi-Clan spielte im Wüstenreich während Jahrzehnten eine Schlüsselrolle.

Als von der Regierung ernannter Chefredaktor hatte Jamal in den 1980ern und 1990ern dafür gesorgt, dass seine Blätter keine negativen Meldungen über das Herrscherhaus verbreiteten – eine Zensuraufgabe, für die er gut entlohnt wurde. Später holte ihn Prinz Turki Al Faisal als Berater an die saudische Botschaft nach London und dann nach Washington. Dort trug Jamal im Kontakt mit westlichen Geheimdienstlern Informationen zusammen, die für seine adligen Auftraggeber relevant waren.

Das Schema gnadenloser Vergeltung

Als er aber die früheren Gönner zu kritisieren begann und vom Kronprinzen mehr Demokratie forderte, wurde Khashoggi für den Machtzirkel in Riad zum Problem. Kritik war in Saudi-Arabien seit der Gründung des Königreichs vor 86 Jahren nie erlaubt, demokratische Regeln waren nie ein Thema. In der repressiven Stam-

mesgesellschaft wird Opposition von jeher als sträflicher Loyalitätsbruch, gar als Verrat geahndet. Besonders gering ist die Kritik-Toleranz gegenüber Bürgern, die im Laufe der Jahre vom saudischen Adel mit Privilegien ausgestattet wurden, und noch geringer ist sie, wenn es sich dabei um Zugezogene handelt wie bei den Khashoggis.

Wenden sie sich von der königlichen Familie ab, werden sie mit Mafiamethoden zum Abschluss freigegeben. So erging es zum Beispiel dem Saudi-Prinzen Saud bin Saif Al Nasr, der in Europa eine Vorliebe für Luxushotels und Casinos hatte. Als er öffentlich einen Coup-d’Etat-Aufruf gegen König Salman unterstützte, wurde er nach Riad entführt. Der entsetzliche Mord an Jamal passt in dieses Schema gnadenloser Vergeltung.

Jamal Khashoggi stand oft quer zum Königshaus. In seiner Jugend war er Islamist, interviewte Osama Bin Laden, unterstützte die Muslimbruderschaft, bis er nach einer sonderbaren Metamorphose mehr Demokratie zu fordern begann. Als er schliesslich den Kron-

prinzen kritisierte, mit den Reformen nicht weit genug zu gehen, zog er dessen Rachezorn auf sich. Dabei, so hiess es in Regimekreisen, habe dem Khashoggi-Clan während Jahrzehnten die Tür zu den innersten Machtbereichen

weit offen gestanden. So konnten sich die Khashoggis masslos bereichern, indem sie zum Beispiel mit den Rüstungsgeschäften des Königreichs betraut wurden. Jamal habe diese Symbiose mit dem Königshaus verraten, davon sind Saudi-Kenner überzeugt.

Die Khashoggis sind seit bald hundert Jahren aufs engste mit dem saudischen Königshaus verbunden. Jamals Grossvater Mohammed war der Leibarzt von König Abd al-Aziz, dem Gründer des heutigen Saudi-Arabien; als Arzt begleitete er Seine königliche Hoheit auf allen Reisen. Im Telefon-

buch von Riad war er als «Privatarzt Seiner Majestät» geführt und wurde sogar als Teil des königlichen Kabinetts betrachtet.

Yusuf Yassin, ein Syrer, der in den Khashoggi-Clan geheiratet hatte, war nicht nur der ein-



Jamal Khashoggi.

In seiner Jugend interviewte er Osama Bin Laden.

flussreichste Finanzberater des Königs, sondern zugleich auch dessen Sekretär und Experte für Sicherheitsfragen. Auch er stand dem König sehr nahe, hatte ein beinahe schon intimes Verhältnis zu ihm. Als zum Beispiel der König mit zunehmendem Alter an Potenzproblemen litt, besorgte ihm Yassin junge Gespielinnen, weil er hoffte, dass der greise Monarch mit deren Hilfe seine Manneskraft zurück- erhalten könnte.

Die Khashoggis stammen ursprünglich aus der Türkei: aus der Stadt Kayseri in Kappadokien. Ihr Name erinnert bis heute an ihre Herkunft: Khashoggi bedeutet auf Türkisch «Löfelmacher». Einer der Vorfahren war als Pilger nach Mekka gekommen und beschloss, sich dort niederzulassen. Der Familie gelang der soziale Aufstieg. Sie stellte zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Bürgermeister der heiligen Stadt Medina – für einen Mann mit «Migrationshintergrund» eine besondere Leistung und Ehre.

Orgien und Sitzungen auf hoher See

Zum Khashoggi-Clan gehören einflussreiche Figuren wie Dodi al-Fayed, ein Cousin zweiten Grades von Jamal und Liebhaber von Prinzessin Diana, der mit ihr bei einem Verkehrsunfall in Paris ums Leben kam.

Der prominenteste Khashoggi jedoch war Adnan, ein Onkel von Jamal. Nach dem Tod von Mohammed, dem Leibarzt des Königs, war es aufgrund der Tradition klar, dass der Älteste die Führung des Clans übernahm: Adnan, der spätere Waffenhändler, der in den 1980er Jahren als der reichste Mann auf dem Globus galt. «Nie zuvor und vermutlich nie wieder wird ein einziger Mann so viel so schnell verdienen», schreibt Khashoggi-Biograf Ronald Kessler.

Die gute Beziehung zum Königshaus, die Adnan von seinem Vater «geerbt» hatte, ermöglichte ihm den schnellen Aufstieg vom saudischen Studenten, der in den USA Business studiert hatte, an die Spitze des globalen Rüstungsgeschäftes.

Der König beauftragte ihn, für Saudi-Arabien Waffen zu besorgen und mit grosszügigen Geschenken neue Freundschaften unter den Einflusserreichen des Westens zu knüpfen. Adnan tat das so erfolgreich, dass man ihn «Mr Fixit» nannte. Er war in die grössten Waffengeschäfte des 20. Jahrhunderts involviert, für die er sich Kommissionen von bis zu 15 Prozent zahlen liess. Den Profit liess er sich auf Konten in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein überweisen.

Sein Geschäftsmodell war nicht nur für die strengen Sitten seiner Heimat ausschweifend. Seine Kunden versöhnte er mit jungen Frauen, exquisiten Speisen und reichlich Champagner. Er veranstaltete Orgien und Sitzungen auf hoher See, wo umfangreiche und für Adnan lukrative Waffendeals abgeschlossen wurden. 150 Telefonleitungen waren verfügbar, um gleichzeitig mehrere Dutzend Geschäfte abschliessen



«Mr Fixit»: Khashoggis Jacht «Nabila», 1983.

zu können – auf internationalen Gewässern sei alles erlaubt, sagte sich Adnan. Weil er Neider und Feinde hatte, sorgte sein Leibwächter mit dem Spitznamen «Mr Kill» für Sicherheit.

Adnan, der Charmeur, führte auf seiner Luxusjacht ein Playboy-Leben und liess sich mit Filmstars wie Elizabeth Taylor oder Medienprominenten wie Barbara Walters fotografieren. Bei der Elite ging er ein und aus. Mit König Faisal traf er sich in dessen Palast, mit US-Präsident Richard Nixon in Florida, mit Jimmy Carter in seinem Privatflugzeug und mit Ronald Reagan im Weissen Haus.

Für negative Schlagzeilen sorgte Adnan in den 1980er Jahren, da er in einen Skandal verwickelt war, weil er den Mullahs in Teheran – trotz des Embargos – Waffen zukommen liess und gleichzeitig Terroristen in Nicaragua mit Geld versorgte, die mordeten und vergewaltigten. Ein Jahrzehnt später sah sich der Mann, der pro Tag 250 000 Dollar ausgab, mit dem Konkurs konfrontiert. Die tiefen Ölpreise wirkten sich negativ auf die Rüstungskäufe der Saudis aus. Adnan spielte in den Casinos der Welt – und verlor. Schecks von Adnan waren plötzlich nicht mehr gedeckt. Am Ende musste er nicht nur «Mr Kill» entlassen, sondern auch seine Luxusjacht verkaufen, die damals ein Geschäftsmann namens Donald Trump für 30 Millionen Dollar erstand, ohne sie je gesehen zu haben.

Zurück zu Jamal, dem ermordeten Journalisten. In den heimischen Medien hatte er zwar Schreibverbot. Aber auf Twitter, wo er fast zwei Millionen Followers hatte, publizierte er ebenso wie in westlichen Medien kritische Kommentare über den Kronprinzen, und er war deshalb auch auf überregionalen arabischen TV-Stationen wie Al-Dschasira ein gerngesehener Gast. In den USA, wohin er vor einem Jahr freiwillig ins Exil gegangen war, gründete er eine politische Partei mit dem Namen «Demokratie für die arabische Welt», die freie Wahlen im Mittleren Osten forderte. Seine Hoffnung war, dass sich die Mehrheit der Bürger für eine islamische Regierung entscheiden würde.

Laut dem Nachrichtensender NBC-News erhielt Khashoggi in den vergangenen Monaten ein Angebot, als Berater des Königshauses nach Riad zurückzukehren. Doch er schlug die Offerte aus – wohl aus Angst, dass dies eine Falle sei.

Diplomatie

«Nicht Zuchtmeister»

Alt Botschafter Paul Widmer über den richtigen Umgang mit Saudi-Arabien.

Herr Widmer, die Schweiz hat den saudischen Botschafter einbestellt, den Finanzdialog mit dem Königreich unterbrochen und sie überprüft ihre Rüstungsexporte. Ist das richtig?

Massnahmen sollten nicht impulsiv sein, sondern von einer Analyse ausgehen. Dabei müssen Sie berücksichtigen, was langfristig Sinn macht. Die Rüstungsexporte zu stoppen, ist neutralitätspolitisch sinnvoll. Der Fall Khashoggi ist ja kein Einzelfall.

Die Massnahmen kommen spät.

Das kann wohl man sagen. Ein deutliches Warnzeichen war das saudische Eingreifen im Jemen. Das geht weit über den Fall Khashoggi hinaus, es handelt sich um ein Drama internationalen Ausmasses. Am meisten Sinn würde es machen, die humanitäre Hilfe im Jemen zu verstärken. Das wäre ein Beitrag zum Frieden und läge auf der Linie unserer Aussenpolitik.

Wie gefährlich ist Saudi-Arabien?

Wir waren in unserer Analyse der Lage im Nahen Osten zu wenig streng. Ich halte Saudi-Arabien für gefährlicher als den Iran.

Sie würden die Sanktionen gegen den Iran lockern und bei den Saudis die Schraube anziehen?

Beim Iran sollte man honorieren, dass er internationale Vereinbarungen einhält. Bei Saudi-Arabien dürfen wir nicht einfach beide Augen zudrücken. Stichworte Wahhabismus, Extremismus, Unterstützung extremer Gruppen in Syrien und Einmischung im Jemen – und jetzt noch der Fall Khashoggi. Da steckt System dahinter.

Die saudische Regierung streitet jede Beteiligung am Mord ab. Spielt es eine Rolle, ob der König und der Kronprinz involviert sind oder nicht?

Natürlich macht es einen Unterschied, ob die Herrscherfamilie involviert ist. Der saudische König ist der Souverän dieses Landes, er hat die letzte Verantwortung. Wenn sie die Mechanismen kennen, ist es indes unwahrscheinlich, dass sich eine ganze saudische Delegation ins Generalkonsulat in Istanbul begeben kann und die Regierung nichts davon weiss.

Was bringen Strafaktionen überhaupt?

Die Schweiz kann nicht der Zuchtmeister der Welt sein. Wir sollten unser Augenmerk auf die Wahrung des Friedens richten.

Interview: Philipp Gut

Argumente aus dem Keller

Von Christoph Mörgeli

Me too. Auch ich hatte einst eine Begegnung mit Helen Keller, Schweizer Richterin am Europäischen Menschenrechtsgerichtshof und Professorin an der Universität Zürich. Sie fragte mich einst an, ob ich eine Museumsführung für einen Kongress von Völkerrechtlern übernehme. Ich sagte gerne zu, auch wenn der Termin einen arbeitsfreien Samstag betraf. Kurz vor dem Termin entschuldigte sich Helen Keller: Der Anlass könne nicht stattfinden, weil sich die Völkerrechtler weigerten, meiner Person zu begegnen.

Seitdem misstrauere ich der Weltoffenheit und Toleranz der Völkerrechtler. Vielleicht nicht zu Unrecht. Die Art, wie Richterin Keller derzeit über die Menschen richtet, befremdet. So in der SRF-Sendung «DOK»: «Man kann nicht einfach sagen: «Das Volk über alles», das ist nicht der moderne Rechtsstaat.» Wenn das Volk immer recht habe, sei das «eine Volksdiktatur». Und in der Sendung «Schawinski» sprach Professorin Keller dem Souverän schlicht die Kompetenz ab, über die Ausschaffung ausländischer Verbrecher zu urteilen: «Sonst sind wir irgendwann beim Pöbel.» Hier hallt's ziemlich dumpf und unterirdisch aus Kellers Keller.

Die zwischen Strassburg und dem trendigen Zürcher Seefeld pendelnde Helen Keller («Ich habe eine sehr grüne Ecke») rügt das Parlament, weil es die Selbstbestimmungsinitiative für zulässig erklärt habe. Spätestens hier verletzt sie mit ihrem Geschwätz die Resolution über ethische Grundsätze, die für europäische Menschenrechtsrichter gelten: «Sie unterlassen es, öffentliche Äusserungen oder Bemerkungen zu machen, welche die Autorität des Gerichtshofs beeinträchtigen oder begründete Zweifel an ihrer Unparteilichkeit hegen.» Auch für die Strassburger Richterin Keller gilt die Gewaltenteilung. Sie hat sich nicht in die gesetzgebende Tätigkeit von Parlament und Volk einzumischen. Man stelle sich ihren italienischen Richterkollegen vor, welcher der Abgeordnetenkammer in Rom oder den Tifosi ganz allgemein den Tarif erklärt.

Richterin Keller will nach eigenen Worten «der Schweiz und den Menschen dienen». Als angebliche Dienerin pflegt sie ganz schöne Herrscherallüren. Sie dient der Schweiz nicht, wenn sie diese als «Volksdiktatur» beschimpft. Und sie dient den Menschen nicht, wenn sie diese naserümpfend als «Pöbel» abkanzelt. Diese Richterin verkündet nicht das Recht. Sondern nur ihre Urteile.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Lob der Kuscheljustiz

Von Peter Bodenmann — Maurer Junior ist genetisch ganz *de Bappe*.



Der vom Wahlplakat lässt grüssen: Maurer junior.

Nichts ist schwieriger, als in Strafsachen Richterin oder Richter zu sein. Umso ärgerlicher, wenn die SVP das Urteilen und Verurteilen mit Augenmass ständig als Kuscheljustiz verunglimpft. Und dies, obwohl die *Sünneli*-Partei längst mehr Bundesrichter stellt als alle anderen Parteien. Trotzdem funktioniert die angebliche Kuscheljustiz – wie der Fall des Sohnes des SVP-Bundesrates beweist – ausgezeichnet.

Der junge Mann – genetisch ganz *de Bappe* – hat fast alles gemacht, was man in jungen Jahren besser nicht machen sollte. Er wird es im Leben noch zu etwas bringen.

Maurer junior fuhr zu schnell Auto und stockbesoffen in eine Hauswand. Und wurde – wie der *Tages-Anzeiger* berichtete – in erster Instanz wegen weiterer Delikte verurteilt: «Zusätzlich aber wurde Maurer wegen Raub, versuchter Erpressung, Sachbeschädigung, versuchter Gewalt und Drohung gegen Behörden und Beamte, mehrfacher Beschimpfung sowie Hinderung einer Amtshandlung angeklagt und verurteilt [...] Maurer und sein Kollege aus Afrika, der deswegen gleichzeitig vor Gericht stand und mit zehn Monaten bedingt bestraft wurde, haben im Februar 2016 morgens um 3.45 Uhr beim Bahnhof Rütli einen Mann ausgenommen [...] Maurer hielt den Mann fest, während der Afrikaner dessen Taschen nach Wertsachen durchsuchte.»

Schon fast unterirdisch: Maurer junior drohte dem Opfer, er kenne einen Kosovo-

Albaner, der ihn abstechen würde, wenn er um Hilfe rufe. Der vom Wahlplakat lässt grüssen.

Maurers Anwalt versuchte zwei Dinge zu erreichen. Erstens sollten die Verfahren strafprozesswidrig nicht zusammengelegt werden. Damit der Raub und die versuchte Erpressung unter dem medialen Radar bleiben würden. Zweitens verlangte er den Ausschluss der Öffentlichkeit.

Die Kuscheljustiz in Lausanne blieb für einmal hart. Aber immerhin fand die erstinstanzliche Verhandlung dank diesen Zwischenverfahren erst drei Jahre nach den Taten statt. Juristisch wurde alles verzögert und somit gut gespielt.

Maurer junior bekam sechzehn Monate bedingt und der Afrikaner zehn Monate ebenfalls bedingt. Nicht zuletzt, weil sie sich in den letzten drei Jahren nichts mehr zuschulden hatten lassen kommen. Das ist Justiz mit Augenmass.

Stellen wir uns kurz vor, Maurer junior wäre ein Kosovo-Albaner gewesen und der ausgeraubte Rentner der ehemalige SVP-Nationalrat Hans Fehr. Festgehalten vom Kosovo-Albaner und ausgeraubt vom Afrikaner. Die SVP hätte Inserate geschaltet. Die Wolken über den Stammtischen hätten wieder einmal vibriert.

Nur eine Frage bleibt dem *Tagi*-Leser im Hals stecken: «Wird der Afrikaner jetzt ausgewiesen?» Mehr dazu vor Ende Jahr.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



Learning Journey 2019

Tel Aviv – vibrierende Tech-Metropole

Tel Aviv entwickelt sich mit rasender Geschwindigkeit zum neuen Silicon Valley. Auf unserer Expertenreise vom 11. bis 15. März 2019 lernen Sie die boomende Start-up-Szene aus nächster Nähe kennen.

Auf der «Learning Journey 2019» erfahren Sie aus erster Hand, was die Welt von morgen bewegt. Sie tauschen sich mit den Entscheidungsträgern aus und gewinnen Inspiration für Ihre eigenen Visionen.

5,2 Milliarden Dollar hat Israel allein letztes Jahr in Jungunternehmen investiert – rund 1000 der insgesamt 3400 Start-ups befinden sich in Tel Aviv. Vorangetrieben werden hier die grossen Hypes wie künstliche Intelligenz, selbstfahrende Fahrzeuge, Robotik, Drohnen oder biometrische Gesichtserkennung.

Sie werden kompetent betreut vom Start-up-Coach und Social-Media-Manager Stefan Stengel sowie von Patric Preite (CEO Interactive Friends AG), der bereits die innert kürzester Zeit ausgebuchte Silicon-Valley-Leserreise «Digital Journey 2018» organisiert hat.

Reiseprogramm (provisorisch):

1. Tag:

- Anreise, Check-in im Viersternehotel und Briefing
- Gemeinsames Abendessen

2. bis 4. Tag:

- Besuch von Start-ups, Inkubatoren, Accelerator und Investoren
- Geplante Stationen: Airobotics, Argus Cyber Security, I Know First, My Heritage, Sales Predict, Viber, Waze, Wix, Zebra, Aleph, Splash Ventures, Takwin Labs, 500 Startups, UpWest Labs
- Abschluss-Dinner und Präsentation in der Tel Aviv University

5. Tag: Rückreise

Platin-Club-Spezialangebot

Tel-Aviv-«Learning Journey» vom 11. bis 15. März 2019.

Leistungen:

- Swiss-Direktflug Zürich-Tel Aviv (Economy)
- 4 Übernachtungen im EZ inkl. Frühstück im Viersternehotel
- Transfers bei Ankunft und Abflug
- Privatbus vom Hotel zu allen Reisezielen
- Mo. und Do.: Abendessen, sowie Di. und Mi.: Mittag- und Abendessen, auf eigene Kosten

Preis (pro Person)

- Für *Weltwoche*-Abonnenten: Fr. 5900.–
- Für Nicht-Abonnenten: Fr. 6900.–
- Upgrade Swiss-Business-Class: auf Anfrage (alle Preise zzgl. MwSt.)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 071 577 35 00, www.interactivefriends.ch/platinclub oder info@interactivefriends.ch

Bedingungen:

Die Anzahl der Teilnehmer ist auf ca. 15 Personen limitiert.

Veranstalter:

Interactive Friends AG, 9400 Rorschach SG
www.interactivefriends.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

ZEIT DER WERTSCHÄTZUNG

Suchen Sie das auserlesene, exklusive Geschenk für Ihre Kunden, Mitarbeiter und Lieferanten?
Empfehlen wir uns gerne, mit unserer 23-jährigen Erfahrung.



Day	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
	AntiOx									
	Vacuum Systems									
	Cork & stoppers									
	10 days preserving all the organoleptic characteristics									

RECOMMENDED BY THE BEST SOMMELIERS



PULLTEX TOLEDO KORKENZIEHER

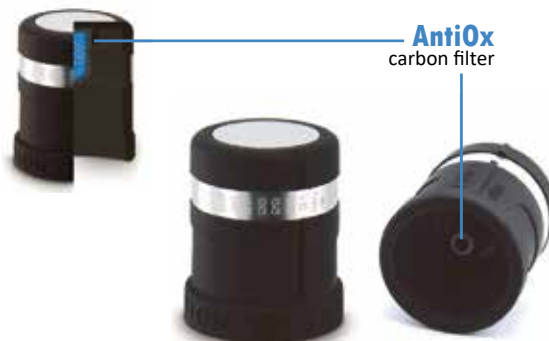
Der Doppelhebel Korkenzieher mit Teflon beschichteter Spirale, hat das Weinentkorken revolutioniert. Die Korken können ohne Kraftaufwand in zwei Stufen gezogen werden, ohne sie dabei zu beschädigen. Handverarbeitet mit eingearbeitetem Echtholz.

ANTI OX

Ein innovatives Geschenk für Weinliebhaber! Konserviert Wein in einer offenen Flasche für mehr als eine Woche!



Personalisierbare Geschenke!



BRANDS



GASTRO PROMOTION



PROMOTION

Pulltex Schweiz since 1995

Swiss Trade Group & Partner AG | info@pulltex.ch | www.swisstradegroup.ch | 043 355 20 10

Ein Problem namens Eisenegger

Von Kurt W. Zimmermann — Die Frage nach der Medienqualität ist nun vollends ins Absurde abgeglitten.

Kommen wir gleich zur Frage der Fragen. Welches ist die beste Zeitung der Schweiz? Schnallen Sie sich an. Die beste Zeitung der Schweiz ist die linkste Zeitung der Schweiz. Sie ist ein sozialistisches Blatt und heisst *Die Wochenzeitung*, genannt *Woz*.

Zu diesem reichlich absonderlichen Urteil kommt soeben das neue «Jahrbuch Qualität der Medien». Das Forschungsinstitut Öffentlichkeit und Gesellschaft der Universität Zürich misst damit jährlich die Qualität der Medien und vergibt Punkte dafür.

Hinter der *Woz*, mit 7,95 Punkten, folgen auf den nächsten Plätzen, mit weniger Punkten, die qualitativ schlechteren Blätter *Neue Zürcher Zeitung*, *NZZ am Sonntag*, *Der Bund* und die *Weltwoche*.

Nun mögen wir den guten Kollegen der *Woz* den Siegertitel herzlich gönnen. Aber sie wissen wohl selber, dass das ein Witz ist. Sie machen zwar ein flottes Blatt – aber sie machen so ziemlich genau das Gegenteil von dem, was man heute unter Qualitätsjournalismus versteht.

Die *Woz* hat eine Auflage von 17 000 Exemplaren und 84 000 Leser. Das ist ein Prozent der Bevölkerung. Den anderen 99 Prozent müssen wir das Blatt also kurz erklären.

Die *Woz* bezeichnet sich als die «einzige linke Zeitung». Das stimmt. Sie schreibt sauber von links aussen. Meinungsvielfalt, etwa liberale Positionen, gibt es nicht. Die Themenwahl orientiert sich weniger an Kriterien wie Relevanz oder Aktualität, sondern an den politischen Präferenzen der linken Klientel.

In der letzten Nummer schrieb man etwa über die Vertreibung von Kongolesinnen aus Angola, über Palästina-Flüchtlinge, über Machokultur an der ETH, über ein neues feministisches Manifest, und man titelte: «Kommt die frauenfeindliche Dystopie?»

Ich weiss nicht, ob sie kommt.

Das dünne Blatt hat nur 28 Seiten. Aber es ist professionell auf seine alternative Zielgruppe zugeschnitten. Das macht die Redaktion tadellos. Aber mit der üblichen Definition von Qualitätsjournalismus hat das nichts zu tun. Als primäre Qualitätskriterien sind in der Branche Ausgewogenheit, gesellschaftliche Relevanz und Meinungsvielfalt definiert. Das alles will die *Woz* bewusst nicht.

Wie kommt also ein Uni-Institut dazu, ein ideologisch einseitiges Blatt zum Vorbild der Branche zu küren?

Das Problem hat einen Namen. Der Name ist Mark Eisenegger.



Fixiert: Professor Eisenegger.

Medienprofessor Mark Eisenegger ist der Leiter der jährlichen Medienqualitäts-Studie. Er ist der Nachfolger des 2015 verstorbenen Kurt Imhof. Er steht hilflos in den viel zu grossen Schuhen seines Vorgängers.

Imhof erfand das «Jahrbuch Qualität der Medien». Sein Markenzeichen war sein lautes und kehliges Lachen. Er war ein weltoffen-kritischer Geist. Er hätte sich totgelacht bei der Vorstellung, dass eine *Woz* das beste Blatt des Landes sein soll.

Nachfolger Mark Eisenegger fehlt Imhofs souveräne und distanzierte Leichtigkeit. Er gehört zur Spezies der eher verbohrt, humorlosen Kulturpessimisten. Seit Jahren wiederholt er nur dieselbe, plumpe Aussage: «Die Medien werden schlechter und schlechter und schlechter.»

Eisenegger sieht das Heil darum in der Gesinnungspresse. Das beste Blatt ist für ihn ein Titel mit deklariert linker Schlagseite. Eisenegger sagt also den Journalisten: «Schreibt subjektiv, pflegt Vorurteile, seid ideologisch fixiert, öffnet euch nicht bei der Themenwahl und steht politisch am Rand. Dann liefert ihr grandiose Qualität.»

Die Debatte über Qualität im Journalismus ist eine wichtige Debatte. Aber mit Irrlichtern wie Mark Eisenegger führt die Wissenschaft die Debatte in die Absurdität.

Auszeit für Merkel

Von Henryk M. Broder — Die Kanzlerin verrät, wo die Reise hingeht.

Am 17. Oktober gab Angela Merkel vor dem Bundestag eine Regierungserklärung ab. Eigentlich ging es um den Brexit. Nebenbei aber auch um die Europawahlen im kommenden Mai.



Das neue EU-Parlament, führte Merkel aus, werde «die Volksvertretung von rund 450 Millionen Europäerinnen und Europäern sein, anderthalbmal so viele Einwohner wie in den USA und immerhin sechs Prozent der Weltbevölkerung». Eine solche «länderübergreifende, freie demokratische Wahl von dieser Grössenordnung ist weltweit einzigartig». Faire und freie Wahlen bildeten das Fundament der Demokratien, und dieses Fundament gelte es besonders in Zeiten rasanten technologischen Wandels wirksam zu schützen. «Denn unsere Erfahrungen der jüngeren Vergangenheit zeigen, dass die demokratischen Willensäusserungen der Wählerinnen und Wähler durch gezielte Desinformationskampagnen, Cyberangriffe oder Datenmissbrauch allzu leicht verfälscht werden können.» Man wolle im Europäischen Rat der Staats- und Regierungschefs über Schritte zur Wahrung der inneren Sicherheit beraten. Denn: «Innere Sicherheit beginnt, wie es das Wort schon sagt, natürlich erst einmal zu Hause. Sie ist aber nachhaltig heute nur noch international sicherzustellen. Und kein Staat kann das allein gewährleisten, er kann nicht gewährleisten, dass Wahlmanipulatoren oder Cyberkriminelle nicht agieren, denn die machen vor Grenzen nicht halt.» In Brüssel werde es daher mit Blick auf die Europawahl darum gehen, «bessere Regeln bei der Datenverarbeitung zu schaffen, damit personenbezogene Informationen, beispielsweise aus den sozialen Medien, nicht für Wahlkampfzwecke missbraucht werden können». Man wolle «Leitlinien für den Umgang mit Parteien schaffen, die in ihren Kampagnen aktiv Desinformation betreiben, und das bedeutet in letzter Konsequenz auch, in solchen Fällen über finanzielle Sanktionen nachzudenken». Politik bedeute Verantwortung. «Wer sich nicht an die demokratischen Spielregeln Europas hält, der kann auch nicht erwarten, von der EU Parteienfinanzierung zu erhalten. Auch das ist wehrhafte Demokratie, meine Damen und Herren.»

Dahin also geht die Reise. Eine Kanzlerin, die Fake News verbreitet, will die Verbreitung von Fake News sanktionieren. Höchste Zeit, dass sie eine Auszeit nimmt.

Migrationspolitik am Volk vorbei

Trotz Vorbehalten will FDP-Aussenminister Ignazio Cassis dem Uno-Migrationspakt zustimmen. Jetzt formiert sich Widerstand aus seiner eigenen Partei. Es müsse eine politische Debatte stattfinden. Schweizer Gesetze dürften nicht umgangen werden. *Von Philipp Gut und Christoph Mörgele*

Im Juli dieses Jahres haben sich die Mitglieds-länder der Vereinten Nationen auf einen «Globalen Pakt für sichere, reguläre und geordnete Migration» geeinigt. So begeistert Menschenrechtsorganisationen sind, so heftig fällt der Widerstand der «anderen» Zivilgesellschaft in westlichen Ländern aus. Der portugiesische Uno-Generalsekretär António Guterres hat als ehemaliger Präsident der Sozialistischen Internationale keine Mühe gescheut, den Pakt zu einer Vereinbarung von wahrhaft historischer Bedeutung hochzustemmen – und das ist er wohl auch. Vor allem rechte Politiker, Parteien, Gruppierungen entsetzen sich jetzt schon vor den konkreten Folgen der schönen Deklarationen. Es wird mit plausiblen Gründen befürchtet, der Uno-Migrationspakt eigne sich als Einfallstor für Hunderte von Millionen Migranten, vor allem von Afrika und dem arabischen Raum nach Europa und von Südamerika in den Norden des Kontinents.

Skeptischer Cassis

Die US-amerikanische Administration unter Donald Trump ist von der Mitwirkung an der Ausgestaltung des Textes schon frühzeitig ausgestiegen, und ebenso wenig will sich Ungarn unter Premier Viktor Orbán beteiligen (siehe Artikel S. 30). Auch die Mitte-rechts-Regierung unter Sebastian Kurz in Österreich hat deutliche Vorbehalte geäussert, Polen und Dänemark stehen dem Vertragswerk reserviert gegenüber. Der Schweizer Aussenminister Ignazio Cassis (FDP), dessen Tessiner Mitbürger massiv unter einer italienischen Tages- und Dauermigration leiden, macht hinter den Kulissen deutlich, dass er den Uno-Migrationspakt bei weitem nicht mit derselben Begeisterung unterstützt wie Amtsvorgänger Didier Burkhalter. Gegenüber der NZZ mochte er unerwünschte Folgen nicht ausschliessen, weil dieses angeblich «verpflichtungslose» *soft law* eben doch zu unerwünschten Weiterungen führen könne. Mit dem Schweizer Uno-Botschafter Jürg Lauber, dem eigentlichen Architekten des Vertrages, treffe er sich «regelmässig» und pflege einen «offenen Austausch» – was in Diplomaten-sprache heisst, dass atmosphärisch keineswegs eitel Sonnenschein herrscht.

Während Ignazio Cassis den «Prozess» als solchen zwar positiv zu würdigen versuchte, ging er zum Resultat auf überraschend kritische Distanz: Vor dem Jubel gelte es, die möglichen Auswirkungen seriös zu prüfen. Diesbezüglich wird Cassis auch von einer



Kritische Distanz: Aussenminister Cassis.

Mehrheit im Bundesrat gestützt. Da der Uno-Migrationspakt formell keinem völkerrechtlichen Vertrag entspricht, ist eine Mitwirkung von Parlament und Souverän nicht vorgesehen. Rundweg ablehnen wollen die Vereinbarungen im Bundesrat allerdings nur die beiden SVP-Vertreter, während sich

Der in seiner Verbindlichkeit umstrittene Pakt nennt sich explizit «ein Paket von Verpflichtungen».

Cassis zu einer gewunden zustimmenden Erklärung durchrang («Wir lehnen den Migrationspakt nicht ab»). Noch könne der Bundesrat aber nicht ausschliessen, dass mit der Schweizer Unterschrift auch Verpflichtungen verbunden seien, welche die Schweiz nicht wolle.

Als der Migrationspakt seinen Anfang nahm, nämlich im September 2016, startete gleichzeitig das Projekt eines globalen Flüchtlingspaktes, der allerdings noch lange nicht in trockenen Tüchern ist. Zum Flüchtlingsbereich existieren aber schon heute konkrete Schutzvereinbarungen der Uno und das diese überwachende gutdotierte Uno-Flüchtlingshilfswerk. Doch die Vereinten Nationen riefen

unüberhörbar nach einem möglichst verbindlichen Pakt, der sämtliche Migranten vor Menschenrechtsverletzungen oder Ausbeutung beschützen soll. Darum steht jetzt im neuen Pakt klar und deutlich: «Flüchtlinge und Migranten haben Anspruch auf dieselben allgemeinen Menschenrechte und Grundfreiheiten, die stets geachtet, geschützt und gewährleistet werden müssen.» Ironischerweise hatte 2016 der amerikanische Präsident Barack Obama nach New York eingeladen, dessen Nachfolger jetzt vom Ergebnis so gar nichts wissen will.

Der in seiner Verbindlichkeit umstrittene Uno-Migrationspakt nennt sich explizit «ein Paket von Verpflichtungen» und verfolgt 23 Ziele für eine «sichere, reguläre und geordnete Migration» zum Schutz, zu den Rechten und verbesserten Bedingungen bei Leben und Arbeiten der Migranten und deren Familien. Das Übereinkommen will Ausbeutung, Menschenhandel und jegliche Diskriminierung verhindern – vor allem aber Möglichkeiten schaffen, um viel mehr reguläre Migration zu ermöglichen. Hier kann man nur staunen, wie stark sich die NGOs beim Erarbeitungsprozess durchgesetzt haben.

Heissumstritten im Text ist die Interpretation der Migration als «Quelle von globalem Wohl-

stand, Innovation und nachhaltiger Entwicklung». Denn diese Art Wohlstandsvermehrung gleicht erfahrungsgemäss eher einer Einbahnstrasse: Die Auswanderungsländer profitieren von ständig steigenden Rücküberweisungen, während die Sozialsysteme der Zuwanderungsländer vernehmlich unter der Belastung ächzen. Neugeborene Migranten sollen die Staatsbürgerschaft erhalten, die Familienzusammenführung ist zu fördern, staatlich unterstützte Medien sollen «human und konstruktiv» über die Migration berichten, der Zugang zu den Sozialleistungen ist zu erleichtern, und Minderjährige dürfen nicht mehr ausgeschafft werden. Eher technischer Natur sind die Forderungen nach einer Verbesserung der Datenlage.

Je nach Lesart ist der Uno-Migrationspakt Kapitulationsurkunde oder Folge einer nüchternen Einschätzung der real existierenden Wanderungsbewegungen, denen weder Grenzkontrollen noch Milliardenentransfers von Entwicklungshilfe etwas entgegensetzen können. Zweifellos werden weitere Forderungen nicht ausbleiben, zumindest jene nach Errichtung eines ständigen Migrationssekretariats. Aber auch Ausweitungen in die Klima-, Umwelt- und Entwicklungsproblematik sind zu erwarten.

FDP macht Druck

Dem Schweizer Parlament kommen die Diskussionen über den Uno-Migrationspakt vor der Abstimmung über die Selbstbestimmungsinitiative ausgesprochen ungelegen. Denn dieses Geschäft ist mit seinen unklaren konkreten Auswirkungen geradezu ein Paradebeispiel, wie internationales Recht Verfassungsrecht brechen könnte. Und dies erst noch, ohne dass das Parlament, geschweige denn das Volk, das Geringste zu sagen hätte. Um diesbezüglich vor dem Abstimmungstermin vom 25. November etwas Druck wegzunehmen, hat die bürgerliche Mehrheit der Staatspolitischen Kommission des Nationalrats an ihrer Sitzung von letzter Woche mit 17 zu 7 Stimmen einem FDP-Antrag zugestimmt, laut dem der Bundesrat am 10./11. Dezember in

Marrakesch dem Uno-Migrationspakt nicht einfach – wie vorgesehen – zustimmen darf. Nationalrat Matthias Jauslin (AG) verlangte in einer erfolgreichen Kommissionsmotion zudem, dass dem Parlament Antrag auf Zustimmung in Form eines einfachen Bundesbeschlusses zu unterbreiten sei, der allerdings nicht referendumspflichtig ist. Die Parla-

Zweifellos verstösst die Vereinbarung in Geist und Buchstabe der Bundesverfassung.

mentskommission will sich Anfang November von der Landesregierung durch einen Bericht über die Tragweite dieses Pakts orientieren und konsultieren lassen.

«Es muss unbedingt eine politische Diskussion über den Migrationspakt geben», begründet Jauslin seinen Vorstoss gegenüber der *Weltwoche*. Der FDP-Politiker übt auch inhaltlich Kritik am Uno-Pakt. Die Schweiz habe kürzlich das Ausländerrecht revidiert und dabei unter anderem den Familiennachzug strenger geregelt. Der Migrationspakt fordere in diesem Punkt aber eine Erleichterung. Es gehe nicht an, die Schweizer Bestimmungen, die immerhin Gesetzesrang hätten, ohne Diskussion im Parlament in Frage zu stellen.

Kritisch sieht Jauslin auch das Vorgehen der Regierung: Obwohl FDP-Aussenminister Cassis gewisse Vorbehalte angemeldet habe, halte der Bundesrat daran fest, nach Marrakesch zu reisen und den Migrationspakt zu billigen. Dies müsse verhindert oder durch einen Parlamentsbeschluss legitimiert werden, so Jauslin. Er hofft nun darauf, dass auch der Ständerat seine Idee unterstützt. FDP-Kollege Damian Müller (LU) will in der Aussenpolitischen Kommission dafür weibel, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen.

Eher überraschend kommt der Einspruch von *Beobachter*-Chefredaktor Andres Büchi, der illusionslos feststellt, dass der Uno-Pakt zur Preisgabe der Souveränität der Staaten führt, eine eigenständige Steuerung der Zuwande-

rung verunmöglicht und teilweise im Widerspruch zur herrschenden Migrationspolitik der Schweiz steht. Statt die Ursachen der grossen Fluchtbewegungen zu bekämpfen, setze die Uno auf Bewältigung der Symptome.

Klar ist, dass in erster Linie den heute schon heillos überforderten Zuwanderungsländern viel, wenn nicht so gut wie alles zugemutet wird. An ihnen liegt es nämlich in erster Linie, die vielen Forderungen des Migrationspaktes umzusetzen. Zentrale Postulate des Paktes – mehr Sozialhilfe, mehr Familiennachzug, keine Ausschaffung von Minderjährigen, Pass für hier Geborene – betreffen Bereiche, die heute schon Probleme verursachen und dem Gemeinwesen enorme Kosten aufbürden.

Innig vereint mit Mexiko

Der Schweizer Uno-Botschafter Jürg Lauber hat zusammen mit dem Mexikaner Juan José Gómez Camacho den Migrationspakt formuliert. Die Aufnahmen von der Verabschiedung diesen Sommer sind ebenso bizarr wie vielsagend: Die beiden «Co-Fazilitatoren» heben gemeinsam das Hämmerchen, strecken ihre Arme anschliessend wie Popstars in die Höhe und lassen sich von ihren Kollegen mit stehenden Ovationen und Handyaufnahmen abfeiern. Funktionäre applaudieren anderen Funktionären in einem Plenarsaal im Uno-Glaspalast in New York. Die Kosten tragen nicht diese Uno-Botschafter, deren Karrieren vielmehr beschleunigt werden. Leidtragend ist die Schweiz, die heuteschon Probleme hat, den Sozialstaat gegenüber den eigenen Einwohnern aufrechtzuerhalten. Dass Laubers Kollege Gómez Camacho und dessen Heimat Mexiko diesem Migrationspakt begeistert zustimmen, ist ohne weiteres nachvollziehbar. Dieser Staat hat alles Interesse, seine Transitfunktion loszuwerden und die Auswanderung seiner Bürger in die USA zu erleichtern, da die emigrierten Landsleute Milliarden in die Heimat zurücksenden.

FDP-Mann Matthias Jauslin hat jetzt die zuständige Kommission davon überzeugt, dass der Uno-Migrationspakt politisch verpflichtend ist: «Das bedeutet, dass sich aus der Zustimmung zu einem späteren Zeitpunkt gesetzgeberischer Handlungsbedarf ableiten lässt.» Zweifellos verstösst die Vereinbarung in Geist und Buchstabe der Schweizer Bundesverfassung, die seit dem 9. Februar 2014 ausdrücklich festhält, dass die Schweiz die Zuwanderung eigenständig steuert und dass sie einen Inländervorrang bei der Arbeitsstelle kennt. Auch dürfen laut gegenwärtiger Verfassung keine völkerrechtlichen Verträge abgeschlossen werden, die gegen diesen Verfassungsartikel verstossen. So «unverbindlich», wie jetzt in Bern versichert wird, ist der Migrationspakt nicht. Wenn das Dokument so absolut nicht verpflichtend wäre, müsste der Bundesrat ja gar nichts unterschreiben. ○



Historisch: Uno-Generalsekretär Guterres.



Überzeugungsarbeit: FDP-Politiker Jauslin.

«Dieser Migrationspakt ist gefährlich»

Ungarns Finanzminister und Vizepremier Mihály Varga, einer der engsten Vertrauten Viktor Orbáns, erklärt die erstaunlichen wirtschaftlichen Wachstumsraten seines Landes und warum Budapest den Uno-Migrationsvertrag ablehnt. Die EU sei auf einem falschen Weg. *Von Roger Köppel und Karl-Heinz Hug (Bild)*

Wir treffen uns in Bern, Hotel «Schweizerhof», dunkles, schweres Holz. Mihály Varga, Jahrgang 1965, hält in der Bundesstadt auf Einladung seiner Botschaft die grosse Ansprache zum ungarischen Nationalfeiertag, an dem der Ereignisse von 1956 gedacht wird, als sowjetische Panzer den Aufstand in Budapest niederrollten. Varga gehört zu den treuesten Gefolgsleuten von Premierminister Viktor Orbán. Seit 2001 ist er mit Unterbrüchen Finanzminister.

Wirtschaftswissenschaftler Varga ist Calvinist in einem Land von Katholiken, ein asketischer, intellektueller Typ mit fast randloser Brille, Vater von vier Kindern. Er redet unangenehm in präzisen Sätzen. Allein seine Erscheinung und sein Auftreten widersprechen der zum Teil schrillen Medienpolemik gegen die Regierung, deren Führung er angehört. Leicht sarkastisch stellt er fest, dass die EU heute in der Migrationspolitik Positionen vertritt, für die man Ministerpräsident Orbán noch vor drei Jahren kreuzigen wollte: «Ein kleines Land kann die Meinung der anderen ändern. Wir glauben daran.»

Herr Minister Varga, Sie sind in der Schweiz, um den ungarischen Nationalfeiertag zu würdigen. Was ist die entscheidende Botschaft dieses Datums?

Der Freiheitskampf des ungarischen Volkes begann 1946 und endete 1990. Der Kommunismus zerstörte die Hoffnung auf eine freie, marktwirtschaftliche Entwicklung. 1956 standen die Ungarn auf, um die Fesseln, um die Knechtschaft abzuschütteln. Das Erbe dieses Datums feiern wir jedes Jahr. Die Botschaft: Wenn die Ungarn etwas wirklich ändern wollen, dann müssen sie ihr Schicksal selber in die Hände nehmen. Der Schweiz schulden wir Dank, weil hier viele ungarische Flüchtlinge aufgenommen wurden.

Die Schweiz ist der viertgrösste Investor in Ungarn, mit rund 900 Firmen und über 30 000 Angestellten: Was macht Ungarn so attraktiv für unsere Betriebe?

Entscheidend ist die politische Stabilität. Seit der Wende 1990 gab es in Ungarn nie vorgezogene Wahlen. Wir haben die Steuern gesenkt. Firmen werden mit 9 Prozent, Einkommen mit einer tiefen Flat Tax von 15 Prozent versteuert. Für die Unternehmen kommen dann noch kommunale Gewerbesteuern hinzu, im Durchschnitt weitere 5 bis 10 Prozent.



«Wir wollen im Land keinen kulturellen Wechsel»: Spitzenpolitiker Varga.

Warum ist das Wirtschaftswachstum in Ungarn doppelt so hoch wie der EU-Durchschnitt? Der Währungsfonds hat soeben die Wachstumsprognosen nach oben korrigiert.

Am Anfang lag es am guten Export, vor allem der Automobilbranche. In den letzten beiden Jahren habe ich beobachtet, dass die Investitionen wesentlich zunehmen. BMW hat eben entschieden, ein neues Werk zu bauen. Die ungarische Gesellschaft hat begonnen zu konsumieren. Im ersten Halbjahr sind die Realeinkünfte um 10 Prozent gestiegen. Ein Drittel geht auf Sparkonten, zwei Drittel gehen in den Konsum.

Stichwort Fachkräftemangel: Auch Ungarn leidet. Welche Rolle spielt als Lösung die Migrationspolitik?

Wir setzen nicht auf Zuwanderung, sondern auf die Nutzung der Arbeitskraftreserven. Wir bringen mehr Frauen in die Wirtschaft, auch die Arbeitslosigkeit soll sich nicht loh-

nen. Wer arbeitslos und gesund ist und keine gemeinnützige Arbeit leisten will, bekommt auch keine Unterstützung. Es wäre bequemer, den Mangel durch Migration zu beheben, aber da sind wir sehr zurückhaltend. Wir sehen einfach, dass Länder, die auf massive Zuwanderung setzen, sich grosse Gesellschaftskonflikte hereinholen. Wir wollen auch unser Demografieproblem nicht durch Zuwanderung lösen.

Sie wollen gar keine Ausländer?

Die Migration aus der EU wird nicht beschränkt. Ausländer mit ähnlichen kulturellen und politischen Traditionen sind willkommen. Aber wir wollen im Land keinen kulturellen Wechsel. Ungarn ist von den Wurzeln her ein christliches Land, und das soll auch so bleiben.

Kennen Sie den Uno-Migrationspakt?

Sicher.

Ihr Land unterschreibt ihn nicht. Warum nicht?

Dieser Vertrag wurde von den Verursachern der weltweiten Migration formuliert. In der Uno haben diese Staaten die Mehrheit. Sie sind die Herkunftsländer der Migranten. Wir sind in Ungarn der Meinung, dass es kein grundsätzliches Menschenrecht ist, mit dem Finger auf die Weltkarte zu zeigen und zu sagen: «Hier möchte ich leben.» Es ist das souveräne Recht jedes Staates, zu entscheiden, wer auf seinem Staatsgebiet leben darf.

Man sagt, dieser Migrationspakt sei harmlos, enthalte nur unverbindliche Empfehlungen, keine Verpflichtungen.

Wozu etwas unterschreiben, was nichts ändert, was unverbindlich ist? Wir sehen das anders: Dieser Vertrag ist gefährlich. Er öffnet das Tor für eine unbegrenzte Völkerwanderung. Der Uno-Migrationspakt hebt die Grenze zwischen echten Flüchtlingen und Wirtschaftsmigranten auf. Aber zwischen Asyl zur Lebensrettung und Migration aus Wirtschaftsgründen muss scharf unterschieden werden.

Was hat man Ihrer Regierung gesagt, als Sie den Pakt nicht unterschrieben haben?

Der Generalsekretär der Flüchtlingsbehörde der Uno hat uns wortwörtlich Rassismus vorgeworfen, obwohl wir dafür keinen Grund geliefert haben.

Was erwidern Sie? Oder ignorieren Sie das einfach?

Solche Vorwürfe müssen immer entschieden zurückgewiesen werden, höflich, ruhig, elegant, aber entschieden. Man darf niemandem das Gefühl geben, er habe gewisse Diskussionen gewonnen, nur weil man auf seine Vorwürfe nicht reagiert hat. Wir versuchen zu argumentieren, zu überzeugen.

Kritiker sagen: Die Ungarn mit ihrer Geschichte, den Flüchtlingen von 1956, dem Asylanspruch, der vielen Ungarn gewährt wurde, diese Ungarn haben heute kein Herz.

Das ist eine gute Frage, denn wir sitzen hier in der Schweiz, die den Ungarn so sehr geholfen hat. Nach der Revolution von 1956 ging es für die ungarischen Flüchtlinge wirklich um Leben und Tod. Und diese Menschen hatten auch keine Probleme, sich in der Schweiz anzupassen, weil sie aus dem gleichen Kulturkreis kamen. In Ungarn arbeiten heute etwa 20 000 Ukrainer. Sie haben keine Probleme, sich anzupassen. Niemand jagt sie durch die Strassen. Niemand will ihnen ans Leben. Wir freuen uns, dass sie bei uns arbeiten. Wir sind nicht gegen Ausländer oder gegen Asyl, aber wir sind gegen eine Migrationswelle, die unsere kulturelle Identität ändern, zerstören würde. Wir wollen das Erbe, das wir von der letzten Generation bekommen haben, der neuen Generation weitergeben.

Was machen Sie, wenn 500 islamische an Leib und Leben gefährdete Uiguren mit dem Flugzeug in Budapest landen? Schicken Sie sie zurück? Oder transferieren Sie die in ein anderes muslimisches Land?

Dann greift ein amtliches Asylverfahren. Wenn wir zum Schluss kommen, jemand ist an Leib und Leben bedroht zu Hause: Solche Menschen, auch aus kulturell ganz anderen Sphären, hat Ungarn immer aufgenommen. Wir sind eher bereit, die Menschen aufzunehmen, die bei uns an die Tür klopfen, als die, die durchs Fenster einsteigen.

Sie sind ein langjähriger Vertrauensmann von Premier Viktor Orbán. Es heisst, wenn einer auf Orbán schießt, springen Sie für den Premier in die Schussbahn der Kugel.

Ich bin Christ. Ich empfinde Verantwortung für jeden Menschen. Aber ich arbeite schon lange für Orbán und bin ihm gegenüber loyal. Wenn es Streit zwischen uns gibt, dann gebe ich Details nie in der Öffentlichkeit bekannt. Und es gibt Auseinandersetzungen zwischen uns. Die Menschen, die immer

«Die Vision des Sterbens der Nation ist in unserem Denken sehr präsent.»

mit ihm einverstanden sein wollen, sind sehr bald nicht mehr da. Wir haben auch kein Problem mit anderen Standpunkten anderer Länder, aber man möge doch nur zulassen, dass wir Ungarn auch einen eigenen Standpunkt haben. Das ist alles, was Orbán einfordert.

Orbán prägte die Formel, Ungarn sei eine illiberale Demokratie. Was heisst das?

Für Viktor Orbán ist die illiberale Demokratie die Christdemokratie. Das ist übrigens eine Diskussion mit der deutschen CDU, die sich unserer Meinung nach von den traditionellen christlichen Wurzeln entfernt hat, die die CDU geprägt und erfolgreich gemacht haben. Wir halten die individuellen Freiheitsrechte für wichtig, aber es gibt Gemeinschaftsinteressen, die vorgehen. Ich respektiere andere Kulturen, habe aber auch eine eigene Kultur. Meine Verantwortung ist, diese Kultur, die ich empfangen habe, weiterzugeben. Ich bin der Enkel meines Grossvaters und der Grossvater meines Enkels. Niemand kann der nächsten Generation die ungarische Tradition weitergeben, nur wir.

Was ist der Kern der ungarischen Identität?

Christliche Wurzeln, aber das heisst nicht, dass alle religiös sein müssen. Das ungarische Volk ist auch individualistisch, wenige gehen in die Kirche, aber im Alltagsleben der Gesellschaft dominieren doch die christlichen Traditionen. Unsere Völker, das gilt auch für die Polen und die Slowaken, haben

über Jahrhunderte im Einflussbereich dreier Grossmächte gelebt. Kurz: Moskau, Berlin, Istanbul. Die letzten 2000 Jahre haben sich in diesem Dreieck entschieden. Für uns Ungarn war das immer auch eine Frage des Überlebens. Wir sind ein kleines Volk. Wir haben keine Sprachgemeinschaft mit unseren Nachbarn. Wir sind sehr sensibel, wenn es um Fragen des Zusammenlebens und der Herrschaft geht.

Existenzielle Selbstbehauptung.

Genau. Für uns ging es immer um die Grundsatzfrage: Wie können wir unsere nationale Existenz belegen und aufrechterhalten? Für grössere Völker, für die Polen zum Beispiel, ist das keine Frage, aber für uns Ungarn eben schon. Die Vision des Sterbens der Nation ist in unserem Denken sehr präsent. Es gibt Gedichte und philosophische Abhandlungen darüber. Der israelische Ministerpräsident Netanjahu antwortete auf die Frage, warum Israel nicht mehr Migranten aufnehme: «Wir sind ein kleines Volk.» Das trifft auch auf die Ungarn zu. Wir können in einer Menge, die zahlenmässig grösser ist als wir, aufgehen, uns auflösen.

Ist die EU in ihrer heutigen institutionellen Verfassung zum Untergang verurteilt?

Ich hoffe nicht. In der heutigen Form ist sie nicht wettbewerbsfähig. Heute konkurrieren Regionen und Kontinente. Wir sind daran interessiert, dass die EU wettbewerbsfähiger wird, dass sie flexibler, dass sie effizienter wird. Heute verlassen die Briten die EU. Das ist ein gewaltiger Misserfolg für die EU. Niemand stellt in der EU die Frage, wer für diesen Misserfolg verantwortlich ist. Ist es Chefkommissar Juncker? Ist es die deutsche Kanzlerin Merkel? Das muss man klären.

In der EU sind alle für alles verantwortlich, aber niemand für etwas.

(Lacht) So habe ich es auch im Kommunismus erlebt.

Sie fordern eine effizientere EU. Effizienter heisst entscheidungsfähiger, mächtiger, zentralistischer. Mehr EU-Zentralismus heisst weniger Nationalstaat, weniger Ungarn. Ist das wirklich Ihr Ziel?

Nein. Die starken Nationalstaaten sollen eine stärkere EU formen. Es ist die Vision von de Gaulle: «Europa der Vaterländer». Die heutigen EU-Spitzen sehen es anders. Sie wollen die Nationalstaaten brechen und mehr Macht nach Brüssel schieben. Sie glauben, so werde die EU stärker. Wir sagen, das ist widerlegt. Es ist der falsche Weg.

Wenn Sie und Viktor Orbán für einen Tag die absolute Macht in Brüssel hätten, was würden Sie konkret ändern?

Wir würden einen wesentlichen Teil der Macht an die Nationalstaaten zurückgeben. Der Ministerrat müsste das höchste Organ sein. Die Kommission müsste man zurück-

binden. Man kann nicht ernannte Kommissare über gewählte Minister stellen. Erinnern Sie sich an die Zwangsquote für Flüchtlinge? Da gab es nie eine Abstimmung. Das wurde von der Bürokratie gefordert. Zum Glück konnten wir Ungarn auch das verhindern.

Ungarn hat seine Goldreserven verzehnfacht, auch Polen kauft Gold. Warum?

Wir bereiten uns auf eine Krise vor, die man noch nicht voraussehen kann. Für unser Budget im nächsten Jahr haben wir die Reserven deutlich erhöht.

Die EU will den besser geführten, relativ ärmeren Visegrád-Staaten weniger Geld geben, um den schlechter geführten, relativ reicheren Mittelmeerstaaten mehr zu geben. Auch Schweizer Ost-Gelder sollen in den Süden verschoben werden. Was halten Sie davon?

«Divide et impera» ist ein altes Prinzip. Die Kommission versucht, die Visegrád-Staaten gegen die Mittelmeerstaaten auszuspielen. Sie sagt: «Heute geht es euch gut, gebt den Mittelmeerstaaten, die höhere Arbeitslosigkeit haben, mehr.» Bitte: Vor zehn Jahren hatten wir eine höhere Arbeitslosigkeit. Die EU will uns Agrarsubventionen und Kohäsionsgelder streichen. Das wird ein grosser Kampf. Es würde uns aber nicht existenziell treffen.

Ungarn ist auch der EU beigetreten, um der russischen Pranke zu entweichen. Wie gefährlich ist Russland heute?

Wenn jemand, dann haben doch wir Erfahrung mit den Russen. Schon vor 150 Jahren haben sie unsere Revolution niedergeschlagen, als die Habsburger das nicht konnten. Ich hätte einen guten Grund, mit den Russen vorsichtig zu sein, und ich bin es auch. Aber es ist eine völlig irrierte politische Sackgasse, was die EU heute mit Russland macht. Statt Russland in die wirtschaftliche Entwicklung der EU mit einzubeziehen, scheint es, als wolle man sich das Land zum Feind machen.

Aber die Krim-Besetzung der Russen brach Völkerrecht.

Das stimmt. Internationales Recht wurde verletzt. Das dürfen wir nicht akzeptieren. Die Lösung jedoch ist nicht, dass wir versuchen, Russland mit Wirtschaftssanktionen zu bestrafen. Diese Wirtschaftssanktionen strafen uns stärker als Russland. Aber Europa braucht Russland, und Russland braucht Europa.

Wie gefährlich ist Putin?

Es ist sicherlich etwas dran, dass man darauf achten muss, was die Russen machen. Aber man muss auch darauf achten, was sie sagen. Wirtschaftliche Zusammenarbeit ist das grösste Friedensinstrument. Wenn wir gemeinsame Geschäfte machen, müssen wir weniger Angst voreinander haben. ○

Kurt Fluri und die Seenot-Schlepper

Private Flüchtlingsschiffe sollten unter Schweizer Flagge auf dem Mittelmeer fahren dürfen, verlangt FDP-Nationalrat Kurt Fluri. Damit wird allerdings nur die illegale Migration nach Europa und der Ertrinkungstod Tausender Flüchtlinge gefördert. Von Peter Keller

In einem Vorstoss fordert Nationalrat Kurt Fluri, dass das umstrittene Flüchtlingsschiff «Aquarius» beziehungsweise «Aquarius 2» künftig unter Schweizer Flagge fahren soll. Er tue das aus humanitären Gründen, erklärte sich der FDP-Politiker gegenüber der *Solothurner Zeitung*. «Es ist ganz einfach: Wir können nicht willentlich in Kauf nehmen, dass diese Menschen im Mittelmeer ertrinken.»

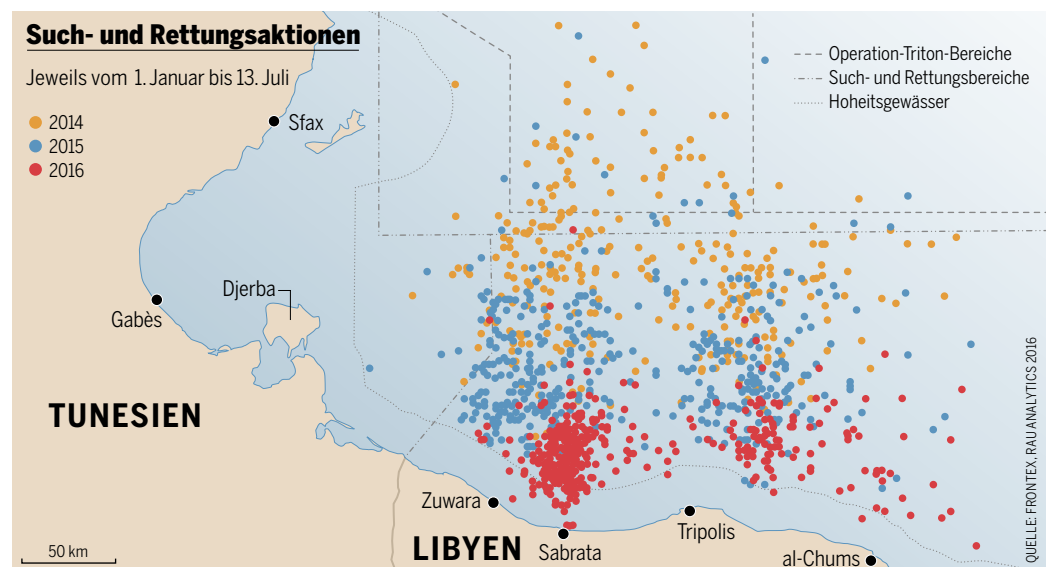
So einfach sei die Sache eben nicht, widerspricht der Schweizer Migrationsexperte Marcel Twerenbold*. Leider dürften sich Leute wie er nicht öffentlich über die Rolle der Nichtregierungsorganisationen (NGOs) im Zusammenhang mit der illegalen Migration äussern, sonst werde man sofort als «Unmensch» und «Rechtspopulist» hingestellt. Niemand wolle die Menschen einfach ertrinken lassen. Das Problem bestehe jedoch darin, dass die «selbsternannten Retter» die Kooperation mit den offiziellen Behörden verweigerten und andere Motive verfolgten: «Das Ziel dieser NGOs ist nicht die blosse Rettung von Menschen, sondern, Migranten nach Europa zu bringen.»

Im letzten Sommer schuf Libyen mit Hilfe der EU, insbesondere Italiens, eine sogenannte SAR-Zone (eine Such- und Rettungszone) und registrierte diese bei der Internationalen Seeschiffahrts-Organisation. Damit wurden die libyschen Behörden beauftragt, Rettungen ausserhalb des maltesischen und italienischen

SAR-Gebiets zu koordinieren. Verschiedene NGOs erklärten allerdings schon vorher, sie würden sich nicht an die Anweisungen der libyschen Behörden halten. So verkündete die spanische NGO Proem-Aid: «Wenn wir ein Boot in Seenot innerhalb der libyschen SAR-Zone finden, werden wir die Menschen selbst dann retten, wenn die libysche Küstenwache befiehlt, nicht einzugreifen.» Auch die «Aquarius» weigerte sich, auf ihrer vorerst letzten Rettungsaktion den Anweisungen der libyschen Küstenwache zu folgen.

Salvinis Politik rettet Menschenleben

Der italienische Innenminister, Matteo Salvini, warf den NGO-Betreibern der «Aquarius» beziehungsweise «Aquarius 2» darüber hinaus vor, mit libyschen Schleppern zu kooperieren, und untersagte ihnen, italienische Häfen anzulaufen. Zudem drohten ihnen juristische Konsequenzen, worauf Panama der «Aquarius» die Registrierung entzog. Kurt Fluri findet dieses Vorgehen «schäbig». Die Anklagen scheinen ihm zu formaljuristisch zu sein. «Denn man darf nicht vergessen: Diese Leute retten Menschenleben. Das muss bei der Beurteilung auf jeden Fall mit einfließen.» Allerdings ist es offensichtlich und selbst von den NGOs so kommuniziert worden, dass die Besatzung der privaten Rettungsschiffe von Anfang an die Konfrontation mit der libyschen Küstenwache suchte und nicht die Zusammenarbeit, um ge-



Immer näher an der Küste: Rettungs-Hotspot vor Libyen.



Von Anfang an auf Konfrontationssuche: NGO-Boot «Aquarius» auf dem Mittelmeer.

meinsam Leben zu retten. Für Marcel Twerenbold stellt die Präsenz der NGOs vor der Küste Libyens einen tödlichen Anreiz für Migranten dar, sich mit Hilfe von kriminellen Schleppern ins offene Meer hinauszubegeben. Er hält auch Fluris Aussagen, dass die Schlepper ihre Boote so oder so losschickten und die Zahl der Toten in diesem Jahr gestiegen sei, für faktenfreie Behauptungen. Das Grundübel der NGOs bestehe darin, dass sie die Migranten in ihren Reisen nach Europa unterstützten. «Wären sie ehrlich, müssten die Pseudo-Retter anerkennen, dass die Abschreckungspolitik von Matteo Salvini wesentlich mehr dazu beigetragen hat, die Zahl der Ertrinkenden im Mittelmeer zu reduzieren, als ihre Aktionen.» Tatsächlich sank die Zahl der Toten von 5143 (2016) auf 3116 (2017) und 1741 (im laufenden Jahr).



Nationalrat Fluri.

Die Unehrllichkeit der privaten Seenot-Retter zeige sich auch in der Wahl der Anlegestellen. «Wenn wir uns die Karte ansehen, liegen die sichersten Häfen in Tunesien und nicht in Europa. Warum bringt man die aufgegriffenen Leute nicht dorthin? Weil Tunesien nicht das erwünschte Ziel der Migranten ist. Sie werden von der grosszügigen Sozialhilfe der europäischen Länder angezogen und wollen nicht für einen Hungerlohn in Nordafrika arbeiten.»

Wieso eigentlich Libyen?

Warum sich die Flüchtlingshelfer vorzugsweise vor der libyschen Küste tummelten, obschon

andere Migrationsrouten wie die von Marokko nach Spanien oder über die Türkei nach Griechenland nicht weniger gefährlich seien, ist für Twerenbold klar: «Die türkische und die marokkanische Küstenwache sind andere Kaliber. NGOs wagen es nicht, sie zu provozieren.» Insbesondere mit einer Pseudoflagge wie der von Panama würde ein NGO-Schiff ziemlich schnell vor Gericht landen – im Gegensatz zu Libyen, wo das Justizwesen durch innenpolitische Konflikte gelähmt sei.

Seit 2014 finden Rettungen im Mittelmeer zunehmend in der Nähe der libyschen Küste statt. Es braucht also kein stabiles Schiff mehr, man muss es nur bis 22 Kilometer jenseits des libyschen Hoheitsgewässers schaffen, um aufgegriffen zu werden. Die

abgebildete Karte zeigt, wie die Rettungseinsätze der NGOs immer näher rücken, und der Trend hat sich auch im vergangenen Jahr nochmals verstärkt, wie die gestiegene Zahl der sogar im libyschen Hoheitsgewässer aufgegriffenen Migranten zeigt.

Kurt Fluri fordert eine «europäische Lösung» für die Flüchtlinge, das heisst einen Verteilschlüssel über alle Staaten. Gleichzeitig verlangt er vom Bundesrat, dass dieser Wege aufgezeigt, wie die Schweiz die Seenotrettung auf dem Mittelmeer unterstützen könne. Bereits in der Wintersession muss der Bundesrat auf Fluris Interpellation antworten, «ob die «Aquarius» unkompliziert unter Schweizer Flagge registriert werden könnte». Fluri steht mit diesem Ansatz allerdings einsam auf euro-

päischer Flur. Führende Regierungschefs wie der österreichische Bundeskanzler Sebastian Kurz wollen die illegale Migration stoppen und nicht noch indirekt unterstützen, wie es der Solothurner FDP-Politiker vorsieht. Sebastian Kurz: «Es kann doch nicht sein, dass ein paar Nichtregierungsorganisationen das klare Ziel der 28 Staats- und Regierungschefs in Europa konterkarieren. Und das nicht nur mit dem Ziel, Leben zu retten, sondern auch, um gemeinsam mit den Schleppern Menschen nach Mitteleuropa zu bringen.»

* Name von der Redaktion geändert

SANFTE GEBURT



mit Hypnose

- Körperliche und mentale Entspannung
- Ängste auflösen
- Schmerzbewältigung
- Geburtserleichterung
- Selbstvertrauen stärken



www.aurabalancing.ch

Mehr Zeit für die richtigen

Entscheide.



Der Sonntag beginnt schon am Samstag.

Samstags im Briefkasten. Samstag & Sonntag am Kiosk. Sonntags digitales Update.
Abo unter schweizamwochenende.ch oder Tel. 058 200 55 05.

Bischof will von nichts gewusst haben

Die Vorwürfe im Zusammenhang mit dem Solothurner Solidaritätsfonds erhärten sich. Mittendrin in der Affäre: Ständerat Pirmin Bischof und die designierte höchste Lehrerin der Schweiz. Erinnerungen an das Debakel der Solothurner Kantonbank werden wach. *Von Philipp Gut*

Also doch. «Wohin fliessen Bischofs Millionen?», fragte die *Weltwoche* in der vorletzten Ausgabe. Gelder aus dem GAV-Topf seien in fragwürdiger, vielleicht sogar widerrechtlicher Weise an eine Pensionskasse geflossen. Die Rede ist vom Solidaritäts-Fünfliber, der im Kanton Solothurn von allen Staatsangestellten eingezogen wird und dem eng umschriebenen Zweck dient, Aus- und Weiterverhandlungen des Gesamtarbeitsvertrags (GAV) zu finanzieren. Sofort nach Bekanntwerden der Vorwürfe zogen die Verantwortlichen eine Abwehrmauer hoch; ein Dementi folgte dem anderen. Zweckentfremdung? «Fehlanzeige», lautete der Tenor, von Gewerkschaftsfunktionären bis hinauf in die Regierung. Mittendrin in der Affäre steht der schweizweit bekannte Politiker Pirmin Bischof (CVP), Solothurner Ständerat und Sekretär des Staatspersonalverbands. Die *Weltwoche* hatte Bischof schon vor zwei Wochen mit den Vorwürfen konfrontiert. «Wie dem Regierungsrat sind mir keine Zweckentfremdungen bekannt», sagte Bischof damals.

Nun zeigt sich, dass die Zweckbestimmung sehr wohl sehr grosszügig ausgelegt worden ist: Geld aus dem Solidaritätsfonds floss in die Solothurner Pensionskasse, um deren Unterfinanzierung zu beheben. Profitiert haben offenbar insbesondere Funktionäre der Lehrergewerkschaft – nicht etwa Staatsangestellte –, also Personen, die selber gar keinen Solidaritätsbeitrag leisten. Quelle für den Befund ist der Geschäftsbericht 2015/16 des Verbands Lehrerinnen und Lehrer Solothurn (LSO). Auf Seite 26 heisst es dort, der LSO habe «einen Anteil am Fehlbetrag zur Ausfinanzierung der Pensionskasse im Umfang von 300 292 Franken übernehmen» müssen. Weiter ist zu lesen, auch in der GAV-Rechnung habe sich «die Ausfinanzierung der Pensionskasse bemerkbar» gemacht. Vereinbarungsgemäss sei «ein Anteil von 30 Prozent der GAV-Rechnung belastet worden». Mit anderen Worten: Der Lehrerverband führte der Pensionskasse über 90 000 Franken aus dem Solidaritätsfonds zu.

Vereinbarung? Welche Vereinbarung?

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang das Wort «vereinbarungsgemäss». Der Lehrerverband handelte nämlich nicht auf eigene Faust, sondern offenbar mit dem Segen der Gesamtarbeitsvertragskommission (GAVKO). Mitglied der GAVKO ist auch Ständerat und Gewerkschaftssekretär Pirmin Bischof. Wie verträgt sich dies mit Bischofs Behauptung,

ihm sei keine Zweckentfremdung bekannt gewesen? Er weile zurzeit im Ausland und könne erst dann mehr dazu sagen, wenn er zurück sei und die Unterlagen studiert habe, sagt Pirmin Bischof auf Anfrage der *Weltwoche*.

Neben Bischof rückt eine weitere Person von nationalem Interesse in den Fokus der Affäre: Primarlehrerin Dagmar Rösler sitzt als Vertreterin der Arbeitnehmer ebenfalls in der GAVKO. Sie ist Präsidentin des kantonalen Lehrerverbands und will im kommenden August als Nachfolgerin von Beat W. Zemp Zentralpräsidentin des Dachverbands Lehrer und Lehrerinnen Schweiz (LCH) werden. Dort soll sie unter anderem die «Weiterentwicklung des Verbands als Berufs- und Standesorganisation vorantreiben», wie der LCH schreibt. Ob die Ereignisse rund um den Solothurner Solidaritätsfonds dafür die richtige Empfehlung sind, darf bezweifelt werden; als Präsidentin des Verbands Lehrerinnen und Lehrer Solothurn sowie als GAVKO-Mitglied ist Rösler gleich doppelt für die Vorgänge rund um den «Soli-Fünfliber» verantwortlich. Von Zweckentfremdung könne «grundsätzlich nicht die Rede sein», verteidigt sich Dagmar Rösler gegenüber der *Weltwoche*. Auf die Frage, seit wann die umstrittene Praxis gehandhabt werde und auf welche Vereinbarung sie sich stütze, antwortete Rösler nicht. Die genauen Hintergründe bleiben unklar.

Ein schiefes Licht wirft die Affäre auch auf die Kontrollorgane. Der Regierungsrat hat bisher jeden kritischen Vorstoss in dieser Sache sinn gemäss mit der Aussage pariert, alles sei in bester Ordnung. Die kantonalen Finanzkontrolleure übersahen die auffälligen Zahlungen. Die Lokalpresse fand erst zu einer kritischeren Berichterstattung, nachdem die *Weltwoche* den Fall aufgegriffen hatte. Die SVP fordert jetzt eine parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) – und hoffe dabei auf die Unterstützung der FDP.

Pikantes Déjà-vu

Die Vorgänge rufen ein gewisses Déjà-vu-Erlebnis hervor: Sie wecken Erinnerungen an den Zusammenbruch der Solothurner Kantonbank im Jahr 1993. «Das Vertrauensverhältnis zwischen Parlament und Regierung wird erheblich belastet, wenn sich das Parlament auf Aussagen des Regierungsrates nicht mehr verlassen kann», schrieben damals die Rechtsgutachter Prof. Dr. Peter Hänni und Werner Schnyder in ihrem Bericht zuhanden der PUK («Die rechtliche Verantwortlichkeit der Aufsichtsorgane der Solothurner Kantonbank»). Mitverantwortlich als Vizepräsident des Bankrats war ein junger Anwalt, der später trotzdem eine steile politische Karriere startete: Pirmin Bischof.



Steile politische Karriere: Ständerat und Gewerkschaftssekretär Bischof.



Massenröntgen: Erziehungsdirektor Amsler.

Amslers Zahnschmerzen

Den Schaffhauser FDP-Regierungsrat Christian Amsler zieht es auf die nationale Bühne. Doch in seinem Haus schwelt eine Affäre um die Schulzahnklinik. Jetzt will das Parlament eine Untersuchungskommission einsetzen. Die Justiz ermittelt. *Von Florian Schwab*

Für den Erziehungsdirektor sind es schlechte Neuigkeiten: Wie der Erste Staatsanwalt des Kantons Schaffhausen auf Anfrage der *Weltwoche* bestätigt, hat seine Behörde «gegen mehrere Personen der Schulzahnklinik Schaffhausen Strafverfahren wegen mehrerer Delikte eröffnet».

Am Rheinfluss reibt man sich die Augen: Hat nicht erst Ende August eine interne Untersuchung des Erziehungsdepartements Entwarnung gegeben und bestätigt, an der kantonalen Zahnklinik für Schulkinder sei stets alles mit rechten Dingen zu- und hergegangen?

Üppige Kostengutsprachen

Man könnte die Angelegenheit den Mühlen der Justiz überlassen, stünden nicht Vorgänge im Zuständigkeitsbereich eines Bundesratskandidaten im Visier der Ermittler: Regierungspräsident Christian Amsler (FDP).

Erst letzte Woche wurde der Schaffhauser von seiner Kantonalpartei für die Nachfolge von Bundesrat Johann Schneider-Ammann nominiert. Die Favoritin für das Amt, Karin Keller-Sutter, habe ihn ausdrücklich zur Kandidatur aufgefordert, liess Aussenseiter Amsler wissen.

Jetzt holt ihn offenbar eine Affäre ein, die seit Jahren am Schwelen ist. Worum geht es? An der kantonalen Schulzahnklinik, die zu Amslers Erziehungsdepartement gehört, sollen sich angestellte Ärzte unbotmässig bereichert haben, indem sie die Schülerpatienten illegalerweise in eigene, nebenamtlich betriebene Privatpraxen überwiesen. Besonders gehandhabt worden sein soll dies in Fällen, bei denen üppige Kostengutsprachen seitens der Invalidenversicherung vorlagen. Eine solche Praxis widerspräche unstreitig der kantonalen Personalverordnung. Weiter beziehen sich die

Vorwürfe auf unnötiges und gesundheitsschädigendes Röntgen von Schaffhauser Schulkindern en masse, die Anwendung medizinisch fragwürdiger Methoden sowie die Entgegen-

«Causa finita», dachte Amsler offenbar – und liess sich für den Bundesrat aufstellen.

nahme von Kick-back-Zahlungen von Medizintechnikunternehmen. Amsler soll von allem seit langem gewusst haben.

Wider die Lehrmeinung

Der Stein kam vor eineinhalb Jahren ins Rollen, weil es der Schaffhauser Zahnärzteschaft aufgefallen war, dass plötzlich bei vielen Schulkindern 360-Grad-Panoramaröntgenbilder angefertigt wurden, obwohl gemäss

medizinischer Lehrmeinung diese Untersuchung aufgrund der hohen Strahlenbelastung nur sparsam durchgeführt werden sollte. Für besonderen Argwohn unter den Zahnärzten sorgte, dass dieses Massenröntgen im Zusammenhang mit der medizinisch umstrittenen Myobrace-Methode zur Behandlung ebenfalls plötzlich gehäuft diagnostizierter Schluckstörungen auftrat.

Gegenüber der *Weltwoche* bestätigt ein Zahnarzt, der anonym bleiben möchte: «Ich habe mich im Mai 2017, also vor eineinhalb Jahren, mit Herrn Regierungsrat Christian Amsler getroffen und ihn über die Vorkommnisse an der Schulzahnklinik informiert.» Bei dem Treffen seien sehr konkrete Hinweise ausgebreitet worden, teils gar zu einzelnen Fällen. Im Nachgang sei aber «so gut wie nichts passiert». Im Gegenteil: Der für die Missstände in hohem Grad mitverantwortliche Klinikleiter sei zunächst mit der Untersuchung der Vorfälle betraut worden.

Die Anschuldigung des Zahnarzts will Amsler weder bestätigen noch dementieren. Er sagt, er habe nach entsprechenden Anfragen von Parlamentariern im März 2018 erstmals handeln wollen, aber damals noch keine ausreichenden Unterlagen erhalten.

Kündigung per Ende September

Jedenfalls zog fast ein Jahr ins Land, bis die Presse Druck aufsetzte. Im vergangenen Februar konfrontierten die *Schaffhauser Nachrichten* das Erziehungsdepartement mit dem Vorwurf, ein an der Schulzahnklinik beschäftigter Kieferorthopäde habe Patienten aus der kantonalen Einrichtung in seiner Privatpraxis weiterbehandelt. Ihm seien keine solchen Fälle bekannt, wiegelte der zuständige Dienststellenleiter im Erziehungsdepartement ab. Trotzdem reichte der Klinikchef im April seine Kündigung per Ende September ein.

Auf eine parlamentarische Anfrage im Kantonsrat antwortete Regierungsrat Amsler im Juni: «Es muss davon ausgegangen werden, dass zwischen der Schulzahnklinik und privaten Zahnarztpraxen in der Vergangenheit vereinzelte Patientenwechsel stattgefunden haben.» Der Regierungsrat, so Amsler, habe eine interne Untersuchung in Auftrag gegeben.

Ende August kam dann die Entwarnung: «Eine direkte oder indirekte Abwerbung durch Mitarbeitende der Schulzahnklinik» könne «aufgrund der verwertbaren Unterlagen nicht nachgewiesen» werden. Man sei rund zwei Dutzend Hinweisen nachgegangen und habe dabei durchaus Patientenbewegungen von und zu privaten Praxen festgestellt, aber es gebe «keine Hinweise für direkte oder indirekte Abwerbungen» durch

Der Beschluss, eine PUK einzusetzen, ist gefasst, der Tiger losgesprungen.

die Ärzte. «Causa finita», dachte Amsler offenbar – und liess sich für den Bundesrat aufstellen.

Doch er machte die Rechnung ohne die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Kantonsrates. Diese ist überzeugt: Der Schlussbericht der internen Untersuchung ist womöglich irreführend. Laut mehreren Insidern verfügt die GPK über Informationen zu mehreren hundert Fällen, denen sie aber mangels eigener Befugnisse bislang nicht auf den Grund gehen konnte. Darum will sie jetzt mittels einer Parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) klären, was wirklich vorgefallen ist an der Schulzahnklinik.

In Schaffhausen wird für kleine und mittelgrosse Probleme gerne eine einvernehmliche

Lösung gesucht. Und so erstaunt es nicht, dass sich in dem Kanton niemand daran erinnern kann, dass es schon jemals eine PUK gegeben habe. Laut Gesetz ist sie das schärfste Instrument des Kantonsrats, um «ausserordentliche Vorkommnisse» zu untersuchen. Genau das fordert jetzt erstmals seit Journalistengedenken die Geschäftsprüfungskommission des Parlaments. An ihrer Sitzung vom Montag hat sie einen entsprechenden Antrag an den Kantonsrat beschlossen.

Offiziell bestätigen möchte das bislang noch niemand. GPK-Präsident Marcel Montanari (Jungfreisinnige) schreibt kryptisch: «Sollte die GPK einen entsprechenden Antrag beschlossen haben, wird sie zu gegebener Zeit informieren.» Dennoch weiss die *Weltwoche* aus verlässlicher Quelle: Der Beschluss ist gefasst, der Tiger losgesprungen. Sofern dieser nicht in der Luft noch umkehrt, wird die PUK-Einsetzung bald im Kantonsrat traktandiert.

Amsler hält an Kandidatur fest

Auf Anfrage gibt sich Regierungsrat Amsler eher ausweichend. Man wolle «nicht einen politischen Umstand ausführlich kommentieren, der noch gar nicht offiziell ist». Er «bedauere es sehr», dass die internen Abklärungen in seinem Departement «von Mitgliedern der GPK als ungenügend oder fehlerhaft betrachtet werden». Mit Bezug auf die Kritik an medizinischen Methoden sagt Amsler, es gebe «unterschiedliche fachliche Meinungen über die Möglichkeiten und Grenzen dieser Behandlungsmethode», die im Rahmen einer speziell dafür eingesetzten Fachgruppe von Zahnärzten erörtert würden. An seiner Bundesratskandidatur halte er «selbstverständlich» fest, so der Erziehungsdirektor.

Digital konkret: Wie die Digitalisierung unseren Alltag prägt.

Diese Woche:
Das Digital-Ranking des Bundesrats.



www.handelszeitung.ch | Kostenloser Newsletter | Jeden Donnerstag am Kiosk | Als mobile App für iPad und iPhone | Digital-Abo zum Kennenlernen

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung

Pyrrhussieg für die Gleichstellung

Geschiedene Mütter müssen laut Bundesgericht künftig wieder früher arbeiten. Das Urteil wird als wichtiger Schritt zur Emanzipation bejubelt. Zu Recht?

Von Katharina Fontana und Masha Manapov (Illustration)

Es ist ein Urteil, auf das die Scheidungsväter seit langem gewartet haben und für das sie – mit Mahnwachen auf dem Bundesplatz und Pflastersteinen an die Adresse von Justizministerin Sommaruga – seit Jahren kräftig lobbyierten. Künftig müssen sie ihren geschiedenen Frauen weniger lange Geld abliefern, ihr «Sklaventum», als das die Unterstützungspflicht teils dramatisch dargestellt wird, hat früher ein Ende. Konkret geht es um die Abschaffung der sogenannten 10/16-Regel, zu der sich das Bundesgericht jüngst durchgerungen hat. Laut dieser Regel wird Müttern von Kleinkindern keine Berufstätigkeit zugemutet und eine 50-Prozent-Stelle erst dann, wenn das jüngste Kind zehn Jahre alt ist – dies aus der Überzeugung heraus, dass Kleinkinder am besten zu Hause aufgehoben sind und man sie nicht ohne Not soll in die Krippe schicken müssen. Erst wenn das jüngste Kind sechzehn Jahre alt ist, wird von einer Mutter erwartet, dass sie Vollzeit arbeitet.

Mit dieser recht frauenfreundlichen Rechtsprechung ist nun Schluss. Das Bundesgericht will sich fortan an den Schulstufen orientieren: Künftig muss eine Mutter eine halbe Stelle annehmen, wenn das jüngste der Kinder eingeschult wird; das ist heute je nach Kanton schon mit vier Jahren der Fall. Tritt das Kind mit elf, zwölf Jahren in die Sekundarstufe über, sollen es 80 Prozent sein, und ist es sechzehnjährig, soll die Mutter 100 Prozent arbeiten.

Realitätsfremde Bundesrichter

Das klingt auf den ersten Blick zeitgemäss und vernünftig. Schon heute teilen sich etliche Eltern Erwerbs- und Hausarbeit, schauen gemeinsam zu den Kindern und zum Familieneinkommen. Für diese Gruppe «moderner» Mütter und Väter wird sich durch das Leiturteil aus Lausanne kaum etwas ändern. Ganz anders sieht dies dagegen aus für die vielen Paare, die eine traditionelle Ehe führen, bei denen also der Mann zur Hauptsache das Geld verdient und die Frau in erster Linie Mutter und Hausfrau ist. Diese Frauen waren bis anhin geschützt. Sie konnten sich darauf verlassen, dass ihr Familienmodell, auf das sie sich mit dem Mann in guten Zeiten geeinigt hatten, Bestand hat – auch wenn es zu einer Trennung kommt.

Mit dieser Sicherheit ist es nun vorbei. Und hier liegt denn auch der gesellschaftspolitische Zündstoff des Urteils. Was bei Scheidungen recht und gerecht ist, hängt wesentlich da-

von ab, ob man die Sache aus Männer- oder aus Frauensicht anschaut. Ein Scheidungsvater mag es durchaus als Hohn empfinden, wenn er gerichtlich dazu verknurrt wird, seiner Ex-Frau während Jahren jeden Monat Tausende von Franken abzugeben, damit diese zu Hause – aus seiner Sicht – die Füsse hochlegt. Es gibt immer wieder Fälle, wo Gerichte den Müttern erstaunlich grosszügige Alimente zusprechen (vgl. *Weltwoche* Nr. 25/18, «Im Hamsterrad»). Handkehrum ist es für eine Frau ausgesprochen bitter, wenn sie ihren Job wegen der Kinder aufgeben, dem Mann jahrelang den Rücken freigehalten hat und dies nach der Trennung keine Rolle mehr spielen soll, sie plötzlich auf sich allein gestellt ist. Setzt das neue Bundesgerichtsurteil die Gewichte hier richtig?

Wenig begeistert vom Entscheid ist Annette Spycher. Die Berner Titularprofessorin für Familienrecht und Anwältin, die sich in ihrer Praxis seit gut zwanzig Jahren mit Scheidungen beschäftigt, hält die neuen, für den Normalfall gedachten Altersstufen für ziemlich

In den Medien wurde das Urteil fast schon euphorisch aufgenommen.

realitätsfremd. Die Bundesrichter machten es sich zu einfach, ihr Entscheid trage dem Alltag vieler geschiedener Mütter keine Rechnung. «Zu sagen, dass die Kinder mit dem Eintritt in die Schule dort betreut würden und die Mutter während der entsprechenden Zeit erwerbstätig sein könne, greift zu kurz. Heute kommen bereits Vierjährige in den Kindergarten, diese muss man unter Umständen morgens auf dem Weg begleiten. Welcher Arbeitgeber bietet schon eine Stelle an für eine Frau, die um neun Uhr kommt und vor dem Mittag wieder geht? Gar nicht zu reden davon, wenn das Kind krank ist, wenn die Schule einen Tag ausfällt oder man einen Kindergeburtstag organisieren muss.»

Die bisherige 10/16-Regel lasse sich zwar tatsächlich nicht mehr halten, meint Spycher, die untere Altersgrenze sei zu hoch angesetzt. Doch nun hätten die höchsten Richter in die andere Richtung übertrieben. «Ein zehnjähriges Kind kann auch einmal für kürzere Zeit alleine zu Hause sein. Doch was ist mit einem Vierjährigen, wenn die Mutter auf dem Arbeitsweg mit dem Zug stecken bleibt?» Die

Vorgabe «50 Prozent ab Schuleintritt» sei nur praktikabel, wenn man das Kind neben Kindergarten und Schule zusätzlich durch Dritte betreuen lasse. In Städten möge das relativ einfach sein – immer vorausgesetzt, dass das Kind sich dabei auch wohl fühle. «Doch in ländlichen Gebieten kann es für eine Familie auch heute noch aufwendig sein, eine passende Drittbetreuung zu finden, zumal wenn sie mehr als ein Kind hat und das Ganze erschwinglich sein soll.»

Das Bundesgericht will die neue Schulstufenregel zwar nicht als absolut verstanden wissen und lässt Abweichungen im Einzelfall zu. Doch es sei erfahrungsgemäss schwierig, im Scheidungsverfahren eine Ausnahme von der Regel zu fordern, sagt Spycher; dies schon allein aus Kostengründen. «Für die wirtschaftlich schwächere Partei, und das ist meist die Mutter, stellt das einen erheblichen Nachteil dar.»

Traditionelle Ehe unter Druck

In den Medien wurde das Urteil fast schon euphorisch aufgenommen. Es sei gut, die Mütter vom Herd wegzuholen und an den Arbeitsplatz zurückzubringen, hiess es etwa. Der Entscheid trage wesentlich zur Gleichstellung der Geschlechter bei, da Frauen endlich finanziell Verantwortung für sich übernehmen müssten, war aus der Feder von Journalistinnen zu lesen. Ein Sieg für die Emanzipation also? Annette Spycher sieht das skeptisch. Sie selber würde zwar jeder Frau empfehlen, ihren Beruf nach der Heirat weiter auszuüben, auf eine Teilung der Kinderbetreuung hinzuwirken und sich zu keiner Zeit vom Partner finanziell abhängig zu machen. Doch die gesellschaftliche Realität sei erstaunlicherweise immer noch eine andere. In ihrer Praxis hat es die Anwältin kaum je mit echten Doppelverdienerpaares zu tun; diese liessen sich an zwei Händen abzählen. «Der Grossteil der Frauen und Männer leben, wenn sie Eltern werden, anscheinend nach wie vor gerne «traditionell», sie halten dieses Modell für sich persönlich offenbar für das Beste.»

Es liegt auf der Hand, dass diese Lebensform mit dem neuen Urteil aus Lausanne nun unter Druck gerät. «Wer sich für eine konservative Rollenteilung entscheidet und sich Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung während des Zusammenlebens nicht oder kaum teilt, wird im Falle einer Scheidung unter Umständen bestraft», sagt Annette Spycher. Sie hält dies für



Die meiste Arbeit bleibt an den alleinerziehenden Müttern hängen.

den falschen Weg: Das Familienrecht solle Lösungen für konkrete Probleme bieten und nicht dazu dienen, Paare zu einer bestimmten Lebensform zu drängen. Wolle man gesellschaftliche Veränderungen bewirken, müssten vorab Anreize in anderen Bereichen geschaffen werden, etwa im Steuerrecht oder bei den Tarifen für die Krippen.

Werden die Väter nun stärker bei der Kinderbetreuung in die Pflicht genommen?

Bleibt die Frage, was man einer Frau raten soll, die gerne – im Einklang mit dem Ehemann – eine traditionelle Ehe führen möchte. Ist es möglich, dass sie sich vertraglich absichert? Dass sie mit ihrem Mann beispielsweise im Voraus vereinbart, dass er sie im Falle einer Scheidung entschädigen muss, weil sie auf ihren Beruf verzichtet? «Das müsste man näher prüfen», meint Spycher. Die Anwältin hält dieses Vorgehen indes für wenig realistisch. «Bevor man sich das Jawort gibt oder bevor das Kind auf die Welt kommt, ist meist alles gut und romantisch. Wer unterschreibt zu diesem Zeitpunkt schon einen Vertrag über die geplante Rollenverteilung?»

Und wie steht es mit den Vätern? Werden sie nun im Gegenzug stärker bei der Kinderbetreuung in die Pflicht genommen? Müssen sie die Kinder fortan vermehrt zum Zahnarzt begleiten oder an Bastelnachmittagen teilnehmen, wenn der Ex-Frau wegen ihrer Berufstätigkeit die Zeit für diese alltäglichen Dinge plötzlich fehlt? Theoretisch gesehen wäre dies das gleichstellungspolitische Ideal, und viele Scheidungsväter scheinen sich auch ernsthaft um ihre Kinder kümmern zu wollen. In der Praxis ist es allerdings nicht so einfach, sich die Obhut über die Kinder tatsächlich zu teilen. Nicht jeder vielbeschäftigte Vater kann das Geschäft an jedem zweiten Tag früh verlassen, um zu Hause das Abendessen zu kochen und die Aufgaben zu kontrollieren.

Damit die geteilte Betreuung funktioniert, müssen die Eltern zudem in der Nähe voneinander leben – man kann das Kind ja nicht zwei Tage in Bern und drei Tage in Basel in den Kindergarten oder in die Schule schicken. Das lässt sich wegen der Arbeitsorte aber nicht immer umsetzen; auch werden es nicht alle getrennten Paare als erstrebenswert ansehen, dass beide im selben Quartier wohnen. «Es kommt häufig vor, dass eine gleichmässige Aufteilung der Betreuungsarbeit nach der Trennung aus verschiedenen Gründen nicht möglich ist», so die Erfahrung von Annette Spycher. Und so gesehen, ist es eben doch wahrscheinlich, dass auch in Zukunft die meiste Arbeit letztlich an den alleinerziehenden Müttern hängenbleiben wird. Ein Sieg für die Gleichstellung? ○

Eine fast religiöse Wut

Jair Bolsonaro wird höchstwahrscheinlich der nächste Präsident Brasiliens. Weil er zur richtigen Zeit stets das Falsche sage, monieren seine Kritiker. Sein Weg an die Spitze führte über die sozialen Medien. *Von Ruedi Leuthold*



Gott, Vaterland, Familie: Präsidentschaftskandidat Bolsonaro.

Es war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte Brasiliens, und jemand machte ihn zu einem dunklen: der 17. April 2016, traktandiert war die Amtsenthebung von Staatspräsidentin Dilma Rousseff. In einem Schub von blindem Optimismus hatte die Frau das Land in eine heftige Wirtschaftskrise geführt. Das Impeachment war ein Akt der Notwehr, bevor nicht nur das Land, sondern auch alle die Armen, welche die herrschende Arbeiterpartei mit ihrem Sozialhilfeprogramm zu Konsumenten gemacht hatte, hoffnungslos verschuldet sein würden.

Bestes Wahlresultat in Rio de Janeiro

In der Abgeordnetenversammlung stand es mit 82 zu 235 für die Amtsenthebung, Dilma Rous-

seff lag am Boden, als Jair Bolsonaro an die Reihe kam. Der versetzte der Frau noch einen zusätzlichen Tritt. Der Hauptmann a. D. war zum siebten Mal ins Parlament gewählt worden, über ein halbes Dutzend Male hatte er die

Seine Rede zeigte, wie viel Hass sich hinter der vielgerühmten Herzlichkeit verbirgt.

Partei gewechselt, zuletzt hatten ihn die Stimmbürger von Rio de Janeiro mit dem besten Resultat aller Abgeordneten nach Brasília geschickt. «Sie haben 1964 verloren, und Sie verlieren 2016.» So begann Bolsonaro seine Rede gegen Dilma Rousseff. 1964 hatten die

Militärs den demokratisch gewählten Präsidenten João Goulart weggeputscht und eine dreissig Jahre währende Militärdiktatur errichtet. Und dann erklärte der Abgeordnete, in wessen Namen er der Amtsenthebung beipflichtete. «Für die Familie und die Unschuld der Kinder in den Schulklassen, welche die Arbeiterpartei nie respektierte. Gegen den Kommunismus. Für unsere Freiheit. Im Gedenken an Carlos Alberto Brilhante Ustra, den Schrecken von Dilma Rousseff.»

Ustra war während der Militärdiktatur Chef eines Folterzentrums gewesen, in dem 300 Menschen gefoltert und fünfzig ermordet worden waren. Dilma Rousseff war als Mitglied einer Untergrundorganisation, 22-jährig, von den Militärs gefoltert worden.

In einem historischen Moment in der Geschichte Brasiliens machte die Rede von Jair Bolsonaro deutlich, wie viel Hass sich hinter der vielgerühmten Herzlichkeit der Brasilianer verbirgt und wie die Kulissen der Demokratie viel schneller aufgebaut sind als das Bewusstsein für ein friedliches Zusammenleben.

In seinen Jahren als Politclown der Rechten hatte Bolsonaro auch schon verlauten lassen, der einzige Fehler der Militärdiktatur sei es gewesen, die Häftlinge zu foltern, statt gleich zu erschiessen. Und auch 30 000 korrupte Beamte hätte man seinem Willen nach erschiessen sollen. Das sagte er 1999 in einem Fernsehinterview, «angefangen beim Präsidenten Fernando Henrique Cardoso». Der damalige Präsident hatte es gewagt, Militärausgaben zu kürzen.

Bei den jüngsten Parlamentswahlen aber wurde Dilma Rousseff, obwohl ihre Partei den Wahlkampf grosszügig alimentiert hatte, nicht einmal mehr in den Senat gewählt. Jair Bolsonaro, der Mann, der auf ihre persönliche Geschichte spuckte, hat beste Aussichten, am 28. Oktober 2018 im zweiten Wahlgang zum Präsidenten gewählt zu werden.

Termin mit der Geschichte verschlafen

Jetzt fragen sich viele, ob dieser Mann mit seinem beschränkten Einfühlungsvermögen gegenüber Andersdenkenden es akzeptieren wird, wenn Parlament oder Gerichtshof seinen Impulsen zu radikalen Lösungen Schranken setzen oder ob er dann kurzerhand seine militärischen Freunde zum Putsch einladen wird.

Allerdings kann man den demokratischen Gedanken auch von innen her zersetzen. Das ist der Arbeiterpartei von Präsident Lula über die vierzehn Jahre ihrer Macht hinweg prächtig gelungen. Und jetzt stimmen Leute für einen Präsidentschaftskandidaten, von dem sie selbst schon mit Verachtung bedacht wurden: Schwarze etwa oder Frauen.

Aber Brasilien ist gross und kaum rational zu erklären. Das fruchtbare Land mit den begehrten Bodenschätzen hat bis jetzt noch jeden Termin mit der Geschichte verschlafen. Einen Unabhängigkeitskampf, der ein eigenes Selbstverständnis hätte bilden können, gab es nicht; es war der Sohn des portugiesischen Königs, der die Unabhängigkeit ausrief. «Alles ändern, damit alles gleich bleibt.» Als Brasilien unter Prinzessin Isabella im Jahr 1888 als letztes westliches Land die Sklaverei abschaffte, liefen die Sklavenbesitzer zu den Republikanern über und jagten ihren fortschrittlichen Hof ins Exil. Sie holten Italiener, Spanier, Deutsche und Japaner als Arbeitskräfte und überliessen die Schwarzen ihrem Schicksal. Bis heute halten sich in Brasilien sowohl Sklavenmentalität wie auch aristokratische Strukturen. Nachdem für die Verbrechen der Militärdiktatur niemand verantwortlich gemacht wurde, ist auch der Ruf nach der starken

Hand sofort hörbar, wann immer wieder irgendwo ein Verbrechen geschieht.

Und es geschehen viele Verbrechen. Über die Jahrhunderte hinweg hat sich eine Schicht von Leuten viel Übung darin verschafft, zum eigenen Vorteil den Zugang zu den Reichtümern des Landes zu erschweren, sowohl für die eigenen aufsteigenden Schichten wie auch für immer beghrlichere auswärtige Interessenten. Das nennt

Die reiche und gebildete Elite geht nicht in die Politik. Die hält sich Politiker.

sich hier Politik. Die reiche und gebildete Elite, die ihre Kinder im Ausland studieren lässt, geht nicht in die Politik. Die hält sich Politiker. Das alles versprach Lulas Arbeiterpartei zu ändern.

Es fing gut an, indem Lula eine historische Schuld wettmachte und über Jahrzehnte vernachlässigte Bevölkerungsteile in die staatliche Sozialhilfe aufnahm. Steigende Rohstoffpreise und monatliche Zuwendungen an empfängliche Parlamentarier halfen mit, und die bislang nie erreichte Popularität machte den ehemaligen Metallarbeiter und Gewerkschaftsführer übermütig. Den opportunistischen Verbündeten aus dem Kreis der alten Schmarotzer übergab er einträgliche Ministerien und einflussreiche Posten in öffentlichen Betrieben. Ausgewählte Unternehmen kamen in den Genuss von günstigen staatlichen Krediten und hinterlegten dafür eine Art Revolutionssteuer in die Parteikassen. Was nicht im Geringsten den Ausdruck moralischer Überlegenheit beeinträchtigte, mit dem sich die Partei der Arbeiter ihren Wählern präsentierte. Ihr Brasilien sollte zu einem Imperium wachsen, das den Grossen dieser Welt Konkurrenz machen würde, behrend im Kulturellen, sozialistisch in der Aussenpolitik, nationalistisch im Wirtschaftlichen.

Nur fielen die Rohstoffpreise wieder, und die Korruption mit dem System von Postengeschacher und versteckten Abgaben lief aus dem Ruder und nahm derart industrielle Ausmasse an, dass selbst die Justiz kein Auge mehr zudrücken konnte. Auch mit dem moralischen Fortschritt mochte es nicht immer klappen, und der gute Wille, die Realität per Gesetz besser zu machen, nahm öfter ein böses Ende.

Um eine Schonzeit für die Natur durchzusetzen, beschloss die Regierung, den Meeresfischern für die Zeit, da sie ihrer Arbeit nicht nachgehen konnten, eine Entschädigung zu zahlen. Voraussetzung war, dass sie einer Gewerkschaft angehörten. Worauf in kurzer Zeit Dutzende von Gewerkschaften gegründet wurden, auch an Orten, wo es kein Meer gab.

Dynamit für das Vertrauen

Höchst lobenswerterweise verbot die Regierung, kriminelle Jugendliche unter achtzehn

Jahren in ein Gefängnis zu stecken. Nur dass es dann überall an Institutionen und Betreuern fehlte, um den Gestrauchelten einen besseren Weg aufzuzeigen. Im Wissen, dass jene gleich wieder freigelassen würden, begannen die Drogenbosse, für ihre Gewalttaten Minderjährige einzusetzen.

Die Unfähigkeit, Veränderungen durchzusetzen, die Arroganz der moralischen Überlegenheit, gespeist von Schwarzgeldern: Das sind die Hinterlassenschaft der Arbeiterpartei Lulas – Dynamit für das Vertrauen in die Demokratie.

Munition für einen wie Bolsonaro. Der für Subtilitäten wie den Schutz von Minderjährigen sowieso nur eine Antwort hat: die Todesstrafe.

Und der auch sonst um keine abstruse Theorie verlegen ist, wenn es darum geht, seine Ideale zu verteidigen, etwa Gott, das Vaterland, die Familie.

Als er zur Adoption durch gleichgeschlechtliche Paare befragt wurde, antwortete Jair Bolsonaro: «Neunzig Prozent dieser adoptierten Kinder werden homosexuell sein, und bestimmt werden sie zu Strichjungen dieser Paare werden.»

Als Abgeordneter hatte Bolsonaro der Arbeiterpartei vorgeworfen, in der Schule den ideologischen Geschlechterkampf zu propagieren. Deshalb sein Ausbruch beim Impeachment-

praktikus.ch
innovativ | cool | praktisch



**CHF 20.–
geschenkt**

www.praktikus.ch

Gutscheincode: S80

Sie erhalten Fr. 20.– geschenkt,
bei einer Online-Bestellung ab Fr. 100.–
Nicht kumulierbar, keine Barauszahlung,
1 Gutschein pro Person
Gültig bis 15. Dezember 2018

Wo Bolsonaro politisch steht

Ginge es nach dem Willen der Weltpresse, dürfte Jair Bolsonaro niemals Präsident der über 200 Millionen Brasilianer werden. Warum es seine Wähler anders sehen. *Von Florian Schwab*



Ruf nach Recht und Ordnung: Kundgebung für Bolsonaro in Rio.

Ausserhalb Brasiliens verliert kaum jemand ein freundliches Wort über Jair Messias Bolsonaro. Einmal abgesehen von Ausreisern wie der Wahlempfehlung des *Wall Street Journal* und des chilenischen Präsidenten Sebastián Piñera, herrscht blankes Entsetzen.

Letzte Woche appellierten über vierhundert brasilianische und internationale Ökonomen in der Zeitung *Folha de S. Paulo* an die Brasilianer, in der Stichwahl nicht für Bolsonaro zu stimmen. Unter ihnen befand sich neben Namen wie Dani Rodrik und Yanis Varoufakis auch der Nobelpreisträger George Akerlof. Bereits vor dem ersten Wahlgang hatte der *Economist* aus London Bolsonaro als «Lateinamerikas neueste Bedrohung» bezeichnet. In der *NZZ* wird der Mann wahlweise «rechtsextrem» und «ultrarechts» genannt; die *Zeit* titulierte ihn auch schon als «Faschisten».

Trotzdem: Letzte Umfragen sehen den rechten Kandidaten fast uneinholbar vor seinem Widersacher Fernando Haddad von der Arbeiterpartei. Am letzten Wochenende fanden landesweite Grosskundgebungen für Bolsonaro statt. Was finden die Brasilianer an dem Politiker, der Verbalentgleisungen sammelt wie andere Leute Briefmarken?

Der Schlüssel zum Verständnis von Bolsonaros Wahlerfolg ist sein Image als Law-and-Order-Mann. Der frühere Armeeeoffizier verspricht, Recht und Ordnung wiederherzustellen. Letztes Jahr fielen 63 880 Brasilianer einem Mord zum Opfer, mehr als in jedem anderen Land der Erde: Landesweit wurden pro 100 000 Einwohner 31 ermordet, in manchen Städten bis zu 110. Damit rangiert Brasilien unter den zwölf gefährlichsten Ländern der Welt.

Das Wahlprogramm sieht massive Investitionen in die Polizei vor. Das Alter für die strafrechtliche Volljährigkeit soll von achtzehn auf sechzehn Jahre sinken. Der private Waffenbesitz wird – nach entsprechenden psychologischen Untersuchungen des Antragstellers – wieder erlaubt, damit sich die Bürger selber verteidigen können und es gefährlicher wird, kriminell zu sein. Und es soll schwieriger werden, Polizisten strafrechtlich zu belangen (etwa 1400 Brasilianer starben im letzten Jahr bei Polizeiaktionen).

Die zweite Priorität des Kandidaten ist die Austrocknung des Korruptionssumpfes. Unter den Regierungen der Arbeiterpartei von Lula da Silva und Dilma Rousseff erreichte die Korruption historische Höchststände. Bolsonaro will ihr entgegenwirken, indem er die kafkaesken Strukturen der Zentralregierung

in Brasilia vereinfacht und die Zahl der Ministerien reduziert. Zudem sollen die Strafen für korrupte Amtsträger strenger und der Anteil der öffentlichen Gelder reduziert werden, der von der Zentralregierung verwaltet wird. Der von Bolsonaro designierte Stabschef Onyx Lorenzoni hat angekündigt, am ersten Tag der Regierung 20 000 Funktionäre zu entlassen.

«Chicago Boy» für die Wirtschaft

Bolsonaros Ideen für die Wirtschaft wurden federführend vom designierten Finanzminister Paulo Guedes ausgearbeitet. Der Ökonom studierte in den 1970er Jahren in Chicago, unter anderem bei Milton Friedman, wo er sich die Ideen der wirtschaftsliberalen Chicagoer Schule aneignete. Nach dem Doktorat wirkte er als Professor in Brasilien. Später betätigte er sich erfolgreich als Investmentbanker. Seine Pläne sehen Steuersenkungen, Ausgabenkürzungen und die Privatisierung von Staatsunternehmen vor. Die Märkte frohlocken. Sowohl die Börse in São Paulo als auch die Währung verzeichnen seit dem ersten Wahlgang kräftige Zugewinne. In ihrem Appell kritisieren die vierhundert Ökonomen nicht die wirtschaftspolitischen Pläne, sondern artikulieren diffuse Ängste um die Stabilität der staatlichen Institutionen unter einem Präsidenten Bolsonaro.

Aussenpolitisch sucht Bolsonaro den Schulterchluss mit Washington. Eine erste Auslandsreise soll ihn nach Israel führen, wo er die Verlegung der brasilianischen Botschaft nach Jerusalem betreiben will. Danach plant Bolsonaro, nach Washington zu reisen. Zu den linken Diktaturen in Venezuela und Kuba, bei welchen sich die Arbeiterpartei lieb Kind machte, geht Bolsonaro auf Distanz.

Den vielbefürchteten Angriff auf Minderheiten oder eine Rückkehr zur Militärdiktatur sucht man in Bolsonaros Wahlprogramm vergebens. In der Frage, wie viel der Kandidat von seiner Agenda tatsächlich umsetzen kann, gehen die Vorstellungen allerdings auseinander. Trotz eines beachtlichen Wahlerfolgs bei den Parlamentswahlen – Bolsonaros Sozialliberale Partei wurde mit 11,7 Prozent der Stimmen zweitstärkste Kraft, ganz knapp hinter der Arbeiterpartei – ist die Abgeordnetenversammlung mit neunzehn Parteien hoffnungslos zersplittert. Die Chancen für die Umsetzung der sicherheitspolitischen Agenda des voraussichtlichen Wahlsiegers werden von Kennern als gut beurteilt. Die wirtschaftsliberale Rosskur hingegen dürfte es im Parlament schwerer haben.

Verfahren «für die Unschuld der Kinder in den Schulklassen». Im Wahlkampf beschuldigte er die Linken, in den Schulklassen ein sogenanntes Gay-Kit einzusetzen und dafür auch ein Aufklärungsbuch des Schweizer Comiczeichners Philippe Chappuis aka Zep zu gebrauchen, auf Deutsch «Das grosse Piephahnlexikon». («Väter, wenn ihr ein Kind in dieser Klasse habt, nehmt es raus, damit es sich das nicht ansehen muss.») Das alles war der reine Unsinn, das Buch war nie im Unterricht gebraucht worden, das ganze Kit, das den Lehrern hätte Material liefern sollen gegen homophobe Vorurteile, war nie zum Einsatz gekommen.

Aber das interessierte die Leute nicht, die schliesslich für ihn stimmten. Dazu gehörten

Über Facebook und Whatsapp verbreitete sich eine Welle von Hass, auch gegen die Medien.

Diktatur-Nostalgiker, Angehörige der weissen Mittelschicht, die mit der ewigen Angst vor einer sozialen Eruption leben. Und dazu gehörten Millionen von armen, weiblichen und schwarzen Wählern, die für Lula und die Arbeiterpartei gestimmt hatten und jetzt nur eines hörten und nur eines hören wollten: «Die Linken sind Gauner.»

Jair Bolsonaro erhielt 46 Prozent der Stimmen, der Sieg im zweiten Wahlgang ist ihm kaum zu nehmen, und deshalb wird diese Wahl noch lange zu reden geben, Futter für Politologen und Soziologen in der ganzen demokratischen Welt. Bolsonaro, der klobige Redner, der zur richtigen Zeit das Falsche sagte, besass nach vorgegebenen Massstäben keine Chance: 8 Sekunden Fernsehwerbung täglich gegen den Kandidaten der Mitte mit 5 Minuten und 33 Sekunden, 2,5 Millionen Franken Budget gegen 50 Millionen.

Dann wird es ungemütlich

Er gewann die Wahl über die sozialen Medien – eine Kulturrevolution. Nur dass nicht Mao den Kindern die Macht gab, ihre Lehrer und Vorgesetzten zu verprügeln, sondern das Internet. Über Facebook und Whatsapp verbreitete sich eine Welle von wütendem Hass, auch gegen die traditionellen Medien, und steigerte sich zu einer fast schon religiösen Erhebung gegen alles, was sich als kollektive Vernunft etabliert hatte.

In der Überzeugung, er sei schlauer als sie, hatte sich Lula mit den opportunistischen Kräften eingelassen, die Brasilien seit Jahrhunderten zum eigenen Vorteil verwalten. Jetzt sitzt er im Gefängnis.

Kann Jair Bolsonaro Kompromisse eingehen, um sich Mehrheiten im Parlament zu verschaffen? Dann wird es ungemütlich in Brasilien. Oder ist er auch dafür zu beschränkt? Dann wird es sehr ungemütlich. ○



Brief aus ...

Johannesburg

Die Musik ist schon von weitem zu hören. Mitten im Verkehrsgetümmel in Johannesburg steht ein gelbgrüner Pick-up des ANC, der südafrikanischen Regierungspartei, schräg auf der Fahrbahn. Aus Riesenslautsprechern wummert der Bass, im Wagen wird gelacht und gesungen. Nächstes Jahr finden in Südafrika Wahlen statt, und der ANC nutzt die Gelegenheit, um auf der überfüllten Autobahn gute Stimmung zu verbreiten. Unser Fahrer Nelson hat dafür nur Spott übrig. «Sie meinen, wenn sie Musik spielen, werden wir sie wählen. Denn wir Schwarze tanzen ja so gerne», sagt er sarkastisch. «Oder sie geben uns Esspakete von Kentucky Fried Chicken, damit wir für sie stimmen. Doch diese Masche zieht nicht mehr.» Für den ANC findet Nelson klare Worte: «eine Bande von Verbrechern». Die ANC-Leute würden ausschliesslich in die eigene Tasche wirtschaften und die Staatskasse plündern, die schwarze Bevölkerung sei ihnen egal – ausser vor den Wahlen.

Was uns der rund 40-jährige Chauffeur über die einstige Befreiungsbewegung ANC erzählt, hören wir häufig auf unserer Reise durch Südafrika. Anfang der 1990er Jahre ging das Apartheidregime zu Ende, 1994 wurde Nelson Mandela Präsident, der ANC gelangte an die Macht. «Doch nach Mandela ging es nur noch bergab», sagt Nelson. Zahllose schwarze Südafrikaner leben heute in Armut, die Hoffnung auf ein besseres Leben seit der Wende hat sich für sie nicht erfüllt.

Die Townships, Symbole der Rassentrennung aus der Zeit der Apartheid, gibt es nach wie vor. Etliche davon sind armselige Elendsviertel mit windschiefen Hütten, wo Abertausende von Personen praktisch ohne Infrastruktur leben, andere sehen etwas besser aus, sind eigentliche Städte mit einigermaßen stabilen Behausungen. In einigen Vorzeige-Townships erstellte die Regierung reihenweise Häuser, die bedürftigen Familien ein festes Dach über dem Kopf verschaffen sollen. Doch die Häuser, so ist zu hören, stehen vielfach leer, da der

monatliche Mietpreis für die armen Schlucker dann eben doch zu hoch ist.

«In Südafrika gibt es keine Mittelklasse – nur Reiche oder Arme», sagt Nelson. Auf die Frage, zu welcher Gruppe er gehöre, meint der gutgekleidete Mann, der mehrere Jahre in London gearbeitet hat: «Zu den Armen. Ich lebe von der Hand in den Mund. Wie alle hier, wie die Rezeptionistin im Hotel oder der Kellner im Restaurant. Wir wohnen zu viert oder fünft in einer winzigen Wohnung oder in einem der besseren Townships.» Dem ANC liege nichts daran, diese Situation zu verbessern, er wolle die Leute klein, dumm und abhängig halten.

Während die Region rund um den Touristenmagnet Kapstadt einen vergleichsweise entspannten Eindruck macht, ist man im nördlichen Johannesburg von jeglicher Lockerheit weit entfernt. Das Stadtzentrum gilt als No-go-Area, in den gehobenen Quartieren wie Sandton oder Rosebank bunkert man sich ein, verschanzt sich hinter Zäunen und Stacheldraht, setzt auf Wachhunde und



ANC-Anhänger.

bewaffnete Verteidigung – worauf allfällige Einbrecher hingewiesen werden. Wer ausgehen will, kann sich zum bewachten Nelson Mandela Square fahren lassen, einem luxuriösen Shoppingparadies, wo man in teuren Läden einkaufen und sich in trendigen Bars und Restaurants vergnügen kann. Unter den Augen des südafrikanischen Nationalhelden, der auf dem Platz als überlebensgrosse und dauerfotografierte Statue die Szenerie überblickt und auf Riesengiganten von den Wänden herunterlächelt.

Was hätte Mandela, der jahrzehntelang eingekerkerte, der Kämpfer gegen Unterdrückung, der Hoffnungsträger der Armen, wohl davon gehalten, eines Tages als Namensgeber eines exklusiven Einkaufstempels erhalten zu müssen?

Katharina Fontana

Blaue Welle oder rote Wand?

Die Demokraten würden den US-Kongress zurückerobern, prognostizieren die Auguren. John McLaughlin hält dagegen: «Die Republikaner können eine Niederlage abwenden.» Sogar Sitzgewinne seien möglich. Der Mann, der Trump mit seinen Umfragen ins Weisse Haus navigierte, erklärt, wie. *Von Urs Gehrig*

Den Republikanern weht die steife Brise der Geschichte entgegen. «Die Partei, die das Weisse Haus und den Kongress dominiert, verliert die Zwischenwahl» – so lautet die Regel. So war es 1994, als die «republikanische Revolution» Bill Clintons Macht beschnitt. So war es 2010, als die Tea Party Barack Obamas Demokraten eine herbe Niederlage bescherte. Vom Feindbild Trump angefeuert, ist die demokratische Basis dieses Jahr besonders motiviert, das Kapitol zurückzuerobern. Überall ist von einer demokratischen «blauen Welle» die Rede.

Noch sei nichts entschieden, hält John McLaughlin dagegen und warnt vor voreiligen Schlüssen. McLaughlin ist eine Autorität, wenn es um Umfragen geht. Einige sagen: *die* Autorität. McLaughlin war 2016 Donald Trumps *top pollster*, oberster Umfragechef. Als alle Auguren Hillary Clinton bereits im Weissen Haus wähten, navigierte McLaughlin den Immobilien-Tycoon punktgenau in jene Jagdgründe, wo er die entscheidenden Stimmen für den Sieg holte.

Nun stellt McLaughlin fest: «In den Gegenden, wo Trump gut abgeschnitten hat, beobachten wir in den letzten Wochen markant steigende Umfragewerte für die kandidierenden Republikaner.» Die Trump-Wähler, die lange kein grosses Interesse an den Zwischenwahlen gezeigt hätten, seien wieder «angespornt». Wenn es der Präsident und die Parteispitze schafften, die Glut an der Trump-Basis in den verbleibenden Tagen bis zur Zwischenwahl am 6. November weiter am Brennen zu halten, seien die Chancen intakt, das Repräsentantenhaus zu halten.

Fehlgeschlagenes Komplott

In 73 sogenannten Kampfdistrikten steht das Rennen zwischen Demokraten und Republikanern auf Messers Schneide. Die Demokraten wittern Morgenluft. Von insgesamt 435 Sitzen im Haus müssen sie lediglich 23 dazugewinnen, um die Mehrheit zu erreichen. Während die Wut auf Trump die demokratische Basis mobilisiert, hat es die regierende Partei traditionell schwer, ihre Wähler zur Urne zu bewegen. Ihr Präsident sitzt im Weissen Haus. Der Kongress ist in der eigenen Hand. Zudem drohen die republikanischen Kandidaten draussen in den Bundesstaaten dieses Jahr «Opfer» von Trumps eigenem Erfolg zu werden. Denn die Wirtschaft brummt. Die Arbeitslosigkeit ist auf einem Rekordtief. «Warum also», so fragt sich mancher, «sollte ich überhaupt wählen?»



«Stoppt Pelosi!»: Oppositionsführerin Nancy Pelosi an einer Demonstration gegen Kavanaugh.

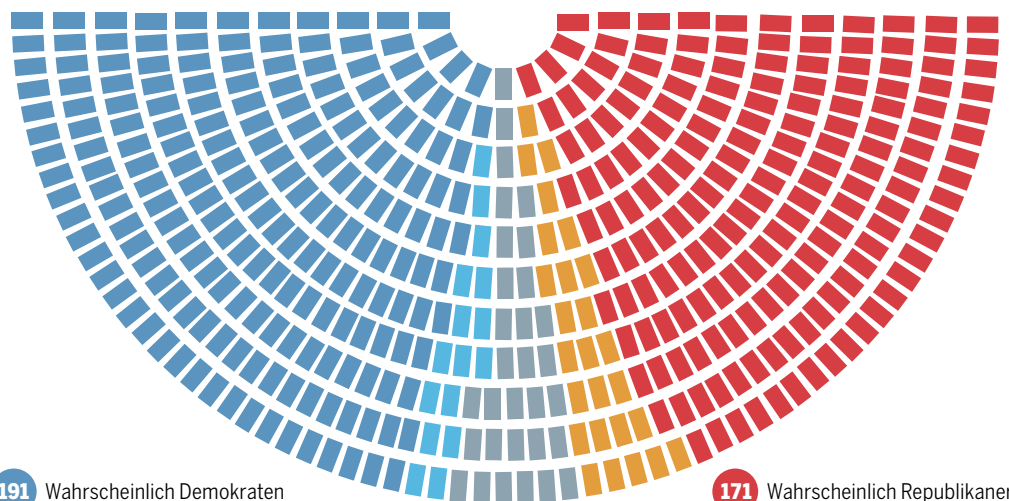
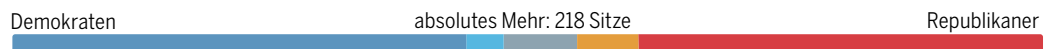
US-Zwischenwahlen 6. November 2018

US-Repräsentantenhaus: 435 Sitze

Derzeitige Sitzverteilung



Erwartete Sitzverteilung nach der Zwischenwahl 2018



- 191 Wahrscheinlich Demokraten
- 171 Wahrscheinlich Republikaner
- 16 Tendenziell Demokraten
- 31 Offenes Rennen
- 26 Tendenziell Republikaner

«Es gibt Millionen von Trump-Wählern, die sich zurückmelden.»

Die Initialzündung zum plötzlich erwachten Enthusiasmus an der republikanischen Basis lässt sich mit einem Namen zusammenfassen: Kavanaugh. Das «Komplott» gegen den von Trump vorgeschlagenen Obersten Richter Brett Kavanaugh im September hat die Republikaner geweckt. Mit ausgeheckt hatte das Komplott Chuck Schumer, Fraktionsführer der Demokraten im Senat. Der beinharte Polit-Player aus Brooklyn hatte von der ersten Minute an angekündigt, er werde die Wahl Kavanaughs um jeden Preis verhindern. Taktisch geschickt half er, Christine Blasey Fords Anschuldigungen zu ventilieren, Kavanaugh habe sie, Ford, als Siebzehnjähriger zu vergewaltigen versucht. Dies, obwohl sie dafür keinen einzigen Beleg oder Beweis vorlegen konnte.

«Die Diffamierungskampagne hatte zum Ziel, die Republikaner zu verunsichern, so dass sie schliesslich Kavanaughs Nomination fallenlassen würden», sagt McLaughlin im Gespräch mit der *Weltwoche*. Hätten die Republikaner dies getan, wären viele Trump-Wähler aus Wut wohl den Wahlen ferngeblieben. «Denn sieben von zehn Trump-Wählern bekunden, dass die Wahl eines konservativen Obersten Richters für sie höchste Priorität habe und ein Hauptgrund dafür gewesen sei, Trump zum Präsidenten gewählt zu haben.»

Schumers Kavanaugh-Angriff schlug fehl. Und dies gleich doppelt. Erstens standen die Republikaner geeint hinter Trumps Kandida-

«Das als Drecks Kampagne empfundene Manöver hat die Basis mobilisiert.»

ten und wählten diesen ins Oberste Gericht, was für Trump persönlich ein riesiger Erfolg bedeutet. Zweitens hat die Kampagne gegen den topqualifizierten Richter bei vielen Republikanern Abscheu und Verachtung ausgelöst. «Das als Drecks Kampagne empfundene Manöver hat die Basis geweckt und sie gegen die Demokraten mobilisiert.»

«Es gibt Millionen von Trump-Wählern, die sich zurückmelden, am meisten in den Gegenden, wo Trump gewonnen hat, in Tennessee, Texas, Missouri, Montana, Indiana, Florida.» Die positiven Umfragewerte stimmen McLaughlin zuversichtlich, dass der Angriff der Demokraten durch eine «rote» (republikanische) Wand abgewehrt werden kann. Und dass die Grand Old Party (GOP) im Senat sogar Sitze dazugewinnen wird. Von den 35 Senatssitzen, die dieses Jahr zu Wahl stehen, sind 26 derzeit von Demokraten besetzt – und zehn von ihnen in Staaten, wo Trump mit zweistelligem Vorsprung gewonnen hat.

McLaughlin steht mit seiner Voraussage in scharfem Kontrast zum überwiegenden Teil der Auguren. Die einflussreiche Prognose-Website FiveThirtyEight beispielsweise pro-

phzeit den Demokraten mit 79-prozentiger Sicherheit, dass sie mindestens eine der beiden Kammern zurückgewinnen werden. «Wenn es die Republikaner in den nächsten Tagen nicht schaffen, das frisch entfachte Feuer an der Basis zu schüren und die Wähler tatsächlich zu den Wahlurnen zu bewegen, werden die Demokraten triumphieren», konzediert McLaughlin.

Das perfekte Ziel

Vor den Präsidentschaftswahlen 2016 habe Trump den Schlachtruf «Make America Great Again» geprägt. Heute fehle den Republikanern für die zahlreichen Einzelrennen ein ähnlich zugkräftiger Slogan. Deshalb empfehle er, alle Kräfte auf jene Person zu konzentrieren, welche die grösste Angriffsfläche biete: Nancy Pelosi, die Fraktionschefin der Demokraten im Repräsentantenhaus.

«Pelosi ist die unpopulärste Figur auf der nationalen Bühne. Sie ist das perfekte Ziel.» Gemäss McLaughlins September-Umfrage sind 55 Prozent der amerikanischen Stimmbürger gegen Pelosi. 53 Prozent aller unabhängigen Frauen sind gegen sie. Selbst in der eigenen Partei dümpelt Pelosis Zustimmung. Bloss 23 Prozent der Demokraten wünschen, dass Pelosi erneut ihre Sprecherin im Repräsentantenhaus wird.

«In den verbleibenden Tagen bis zum 6. November müssten die Republikaner unbedingt konzentriert und themenorientiert zum Angriff auf sie blasen.» – «Stoppt Pelosi!» müsse der Slogan heissen. In West Virginia, Missouri, Nevada, North Dakota laufen bereits Anti-Pelosi-Werbungen am TV. Finanziert werden sie von der Lobbygruppe American Crossroads. Mitgründer ist der Politguru und ehemalige Präsidentenberater Karl Rove («Bushs Gehirn»).

Um Erfolg zu haben, müsse die Kampagne jedoch konsequenter gefahren werden, moniert McLaughlin. Der Präsident selbst müsse Pelosi ins Visier nehmen. Man müsse die Wähler an das erinnern, wofür Pelosi stehe: «für höhere Steuern, offene Grenzen, weniger Jobs, für ein schwächeres Amerika.» Und man müsse daran erinnern, dass Pelosi nach Präsident Trump und Vize Pence die drittmächtigste Person im Land werden würde, sollten die Demokraten das Repräsentantenhaus erobern. «Diese Vorstellung allein sollte sämtliche Republikaner hinter dem Ofen hervorlocken und an die Wahlurnen treiben.»



John McLaughlin ist CEO von McLaughlin & Associates und ehemaliger Wahlkampf-Umfragechef von Donald Trump.



Inside Washington

«Sí, se puede!»

Migranten-Marsch Richtung USA: Trump will die Grenze um jeden Preis verteidigen.

Präsident Trump ruft einen «nationalen Notstand» aus. Kurz vor den Midterm-Wahlen am 6. November ist eine «Karawane» zentralamerikanischer Migranten durch Mexiko unterwegs. Ziel: Los Estados Unidos. Schätzungen reichen von 7000 bis 14000 Migranten, Tendenz steigend. Über das letzte Wochenende pflügte Tausende über Mexikos südliche Grenze, drangen durch Tränengasschwaden an mexikanischer Bereitschaftspolizei vorbei und skandierten «Sí, se puede!» – «Yes, we can!»

An einer Kundgebung in Houston, Texas, donnerte Trump: «Wenn wir keine Grenzen haben, haben wir kein Land!» Er droht die Hilfe an Honduras, Guatemala und El Salvador zu kappen, weil es diese Staaten unterlassen hätten, den «Angriff» von illegalen Migranten zu stoppen. Offenbar mit Hinweis auf mutmassliche Terroristen des Islamischen Staates twitterte Trump: «Kriminelle und unbekannte Individuen aus dem Nahen Osten haben sich unter den Migrantenstrom gemischt ... müssen die Gesetze ändern!» Nachdem Aktivisten vor der US-Botschaft in Honduras die amerikanische Flagge verbrannten und junge Männer stolz die honduranische Fahne schwenkend Richtung US-Grenze marschierten, verspricht Trump, er werde so viele US-Soldaten «wie nötig» entsenden, um die Grenzwahe zu unterstützen.

Die US-Regierung gewährt jährlich rund 20000 Antragstellern Asyl. 6600 von ihnen stammen aus Mexiko und Zentralamerika. Die Demokraten werfen Trump vor, er schüre vor den Zwischenwahlen das Thema der illegalen Immigration gezielt, um die republikanische Basis aufzustacheln und vom Thema der Gesundheitsreform abzulenken. Trump seinerseits beschuldigt die Demokraten, die Migranten aufzumuntern, in die USA zu strömen, und twittert in Kampfesstimmung: «Remember the Midterms!»

Amy Holmes

Brexit-Baby

Eine gesplante Nation freut sich auf adligen Nachwuchs. Den Royals kommt in den letzten Monaten vor dem Brexit politische Bedeutung zu. *Von Rolf Hürzeler*



Perfekte Familienplanung: Meghan und Harry, Bondi Beach bei Sydney.

Die Brotgestelle in den Bäckereien sind leer. Vor den Tankstellen bilden sich lange Warteschlangen, weil der Treibstoff knapp ist. Der Zahlungsverkehr mit den Banken stockt. In den Spitälern fehlen Medikamente. Der Hafen von Dover steht still.

Das sind Szenarien, die gegenwärtig durch die britischen Medien geistern. Der kollektive Schrecken könnte angeblich eintreten, wenn die Europäische Union und Grossbritannien sich auf keinen geregelten Austritt des Vereinigten Königreichs aus der Gemeinschaft einigen sollten. «Wir stehen vor der grössten Krise des Landes seit der Suezkrise», schrieb ein Kommentator der *Sunday Times* und erinnerte an die Schmach der Briten, als Ägypten 1956 den Kanal verstaatlichte, der zu einem grossen Teil in britischem Besitz war.

Horizont des Empire

Ein Land in Panik? Mitnichten. Die britische Gelassenheit gebietet den Bürgern, sich angesichts des Ungewissens auf die gemeinsamen traditionellen Werte zu konzentrieren. Der Brexit verhilft den Royals zu neuer Popularität. Längst ist das Jahr 1992 vergessen, das *annus horribilis* der Queen, als ihre Familie unter Skandalen litt und die EU-Mitgliedstaaten den Maastricht-Vertrag unterzeichneten. Royalistische Euphorie als nationale Identitätsstiftung war damals nicht angesagt.

Im Gegensatz zu heute, da sich vor allem die Engländer im Vereinigten Königreich auf ihre Traditionen besinnen: So berichtete die BBC vergangene Woche im Radio, Fernsehen und auf der Website täglich über die Vergnügungsreise der Herzogin und des Herzogs von Sussex, die durch Australien und Neuseeland tourten. Kein Detail ging vergessen: «Heute haben Meghan und Harry am Bondi Beach bei Sydney die Schuhe ausgezogen!» Dazu ist ein Bild des glücklichen Paares zu sehen, wie es mit Blumengirlanden um den Hals in strahlendem Sonnenschein das Strandleben geniessen durfte.

Die Botschaft dahinter war allen klar. Das Vereinigte Königreich ist nicht auf Europa angewiesen, der Horizont des Empire reicht weiter als bis nach Brüssel, nämlich bis ans andere Ende der Welt. Zwar ist dieses Empire nicht mehr ganz das, was es einmal im 19. Jahrhundert war, wie die Suezkrise anschaulich zeigte. Doch das herzogliche Paar von Sussex macht diese bedauerliche Erkenntnis am anderen Ende der Welt mit einer frohen Botschaft vergessen. Im nächsten Frühjahr liefert es der königlichen Familie Nachwuchs, praktischerweise ungefähr dann, wenn der Brexit mit oder ohne Katastrophen vollzogen sein wird – perfekte blaublütige Familienplanung. Oder fast: Stichdatum für den EU-Austritt ist der 29. März 2019, der Geburtstermin ist noch geheim, doch er soll voraussichtlich etwa einen Monat später

sein. Die nur Beinahe-Punktlandung lassen die Untertanen ihren Royals gerne durchgehen.

Wenn es um das nationale Selbstverständnis geht, nehmen die Engländer gerne, was immer sich gerade anbietet, und sei das Ereignis noch so bescheiden. Anders ist es nicht zu erklären, weshalb die halbe Nation kürzlich die Vermählung von Prinzessin Eugenie und ihrem Tequila-Manager Jack Brooksbank verfolgte. Eugenie kommt aus zerrütteten Verhältnissen, wie man bei Bürgerlichen sagen würde. Denn sie ist die Tochter von Prinz Andrew und Sarah Ferguson, die sich 1996 scheiden liessen, nachdem sie sich bei ausserehelichen Frivolitäten hatten ertappen lassen. Das Zehnlutsch-Bild von Ferguson mit ihrem Lover hat bis heute ikonografischen Wert.

Aber diese etwas ungewöhnlichen Familienverhältnisse schmälern die Begeisterung der Briten für Eugenie nicht. Auch wenn diese als Neunte in der Thronfolge nach menschlichem Ermessen niemals im Leben Gefahr laufen wird, mit «Queen» angesprochen zu werden.

Die Freude an einer Hochzeit am Fernsehen lässt man sich nicht nehmen. Die treuesten Royalisten reisen sogar an den Ort des Geschehens, in das Städtchen Windsor: mit Union-Jack-Fähnchen bewaffnet, versorgt mit Gurkensandwiches und Tee in der Thermosflasche. Sie warten stundenlang, um allenfalls einen Blick auf das Paar werfen zu können.

Solche Romantik lässt den Brexit-Schlamm vergessen, der politisch anscheinend ansteht. Die Behörden, in solchen Fällen erstaunlich effizient, lassen bereits das Worst-Case-Szenario durchspielen. So probten sie etwa die Schliessung des Hafens von Dover: Sie sperrten dafür unbekümmert Nacht für Nacht die Hauptzufahrt an die Küste, um mal zu sehen, was passieren könnte, wenn der Güterfluss zum Port unterbrochen ist. Das Ergebnis war ein vorhersehbares Chaos auf dem gesamten Verkehrsnetz der östlichen Grafschaft Kent wegen der gestrandeten Lastwagen. Beruhigend für die Bevölkerung, zu wissen, dass die Behörden jederzeit eine Katastrophe selbst inszenieren können, wenn sie wegen des Brexit doch noch ausbleiben sollte.

So gesehen ist es verständlich, dass die britische Bevölkerung dem Kommenden trotz aller Katastrophen-Vorhersagen mit bemerkenswerter Ruhe entgegenseht: Sie ist zwar in der Brexit-Frage tief gespalten, aber damit lässt sich in diesem Land der königlichen Gewissheiten ziemlich gut leben. ○

«Casta-Comix» auf dem Olymp

Aufschneider nannten ihn seine Kommilitonen, einen brillanten Lügen-Pokerspieler seine Neider. Jetzt wird Christophe Castaner Innenminister Frankreichs. Der Traumjob ist die Belohnung für seine Treue zu Präsident Macron. Von Jürg Altwegg

Sein «grosser Bruder» wurde vor zehn Jahren hingerichtet: Christian Oraison alias «le grand blond» gehörte zum Umfeld des Paten von Marseille und Drahtziehers der French Connection. «Er war mein Beschützer, er nannte mich den «Studenten»», sagt Christophe Castaner, der in diesem Milieu aufwuchs, über ihn. Seinen Lebensunterhalt verdiente Castaner als Pokerspieler. Jüngst ging sein keineswegs heimlicher Traum in Erfüllung: Castaner ist Frankreichs neuer Innenminister.

«Der Berg hat eine Maus geboren», kommentierten die Medien und die Oppositionsparteien das neue Kabinett. Im Amt des Kulturministers beschert es Frankreich einen bürgerlichen Homosexuellen und Autohändler, der für die «Ehe für alle» kämpfte: Franck Riester. Er hatte seine Republikaner verlassen, um als «Konstruktiver» Macron zu unterstützen.

Riester und Castaner sind die spektakulären Personalien einer Regierungsumbildung, bei der die Kompetenzbereiche verschiedener Ministerien neu zugeschnitten wurden. Die neuen Köpfe im Kabinett sind erfahrene Technokraten, aber in der Öffentlichkeit kaum bekannt. Es gehören ihm gleich viele Frauen wie Männer an. Ganz besonders ist Macron um die Verbesserung der Beziehungen zu den Gemeinden und Departementen bemüht, deren Vertreter er mit der Abschaffung der Lokalsteuer gegen sich aufgebracht hat. Die für den «Zusammenhalt der Territorien» (*Cohésion des territoires*) zuständige Jacqueline Gourault, deren Ressort bislang beim Innenminister angesiedelt war, bekommt ein Grossministerium. Sie war Geografielehrerin und ist die Tochter eines Viehhändlers.

Auch Christophe Castaner steht für gute Beziehungen zur Bevölkerung weitab von Paris. Er war bis zum Machtwechsel 2017 in Paris Bürgermeister von Forcalquier in der Provence. «Als brillanter Lügen-Pokerspieler ist er für die Politik wie geschaffen», spottet der Gemeindepräsident einer Nachbargemeinde. Kaum einer aus Macrons «Hors-sol-Truppe» ist so bodenständig und in der Provinz verankert wie Castaner. Er war Macrons Regierungssprecher und Parteichef von dessen «République en marche!» (LREM). Wie sein Vorgänger Gérard Collomb gehörte er zu den ersten Sozialisten, die Macron nach seinem Rücktritt als Wirtschaftsminister auf dem Weg ins Elysée begleiteten. Schon Nicolas Sarkozy hatte mit der Tradition der diskreten

grauen Mäuse im Innenministerium gebrochen und mit grossen Sprüchen regiert. Aber ein so bunter, ja schriller Vogel wie Christophe Castaner war in der Fünften Republik noch nie für die innere Sicherheit, die Einwanderung, für Polizisten und Wahlen verantwortlich.

Jean-Paul Belmondo der Regierung

Sein Vater war Berufssoldat bei der Marine und hatte in Vietnam und Algerien gekämpft. Bei einem Stopp im Hafen von Toulon kam Christophe Castaner 1966 auf die Welt. Zu Hause gab es weder Bücher noch Musik, dafür immer wieder Schläge. Bereits als Minderjähriger brannte er durch. Jahrelang schlug er sich in der Halbwelt durchs Leben. Nächtelang spielte er in der Wohnung über einer Bar Poker. Mehrere seiner Partner wurden ermordet. «Mein Leben stand auf Messers Schneide», sagt er über diese Jahre, die von schnellen Autos, schönen Frauen und leichtem Geld geprägt waren.

Eine Freundin brachte ihn auf den rechten Weg. Er machte die Fremdmatur und studierte Jura in Aix-en-Provence. Er lebte in einer Gruppe von Kommilitonen, die den Reformsozialisten Michel Rocard und dessen «zweite Linke» unterstützten. Sie nannten Castaner «Casta-Comix» oder auch «kéké», den Aufschneider und Angeber. Seine Karriere in Paris begann um die Jahrtausendwende in den Kabinetten sozialistischer Politiker. Hier nannten sie ihn «Simpel», machten sich über seinen südfranzösi-

schen Akzent und seine lauten Auftritte («Casta und sein Orchester») lustig. Er wurde Abgeordneter der Provence. 2014 erlebte er als Spitzenkandidat bei den Regionalwahlen ein Debakel. Um den Triumph von Marine Le Pen zu verhindern, zog er seine Liste ohne Absprache mit den Parteichefs in Paris zurück.

In Macron habe er sich richtiggehend «verliebt». Er wurde zu einer Schlüsselfigur von dessen Bewegung und hinterlässt an ihrer Spitze ein Vakuum. Gérard Collomb hatte seinen Rücktritt als Innenminister mit dem Wunsch begründet, wieder Stadtpräsident von Lyon zu werden. Im Gegensatz zu Collomb ist Castaner nicht die Nummer zwei in der Regierung. Er bekam einen Staatssekretär zur Seite gestellt und figuriert im Protokoll erst auf Rang zehn. Seinem Engagement tut das keinerlei Abbruch. Bereits musste er einem Polizisten das letzte Geleit geben. «Meter um Meter werde ich die Souveränität der Republik zurückerobern», versprach er am Sonntag in den Medien. Er schwadroniert fast schon wie Sarkozy und sieht trotz seinem Bart auch schon fast wie ein Innenminister aus. Armband und Ringe hat der «Jean-Paul Belmondo der Regierung» abgelegt. An der goldenen Halskette hält er indes eisern fest: «Ich trage sie ständig, sie ist ein Geschenk meiner Mutter. Sie sagen, dass ich damit wie ein Angeber – «kéké» – aussehe. Darum verstecke ich sie jetzt unter einer Krawatte.» ○



Verliebt in Macron: Politiker Castaner.

Talentierte Dilettant

Peter Sichrovsky schrieb Theaterstücke und führte ein Unternehmen mit Tausenden Mitarbeitern. Er verkehrte jahrelang mit Jörg Haider und sass für dessen rechte FPÖ im Europäischen Parlament, als Sohn jüdischer Kommunisten. Wie passt das alles in ein Leben? Von Erik Ebnetter und Muir Vidler (Bild)

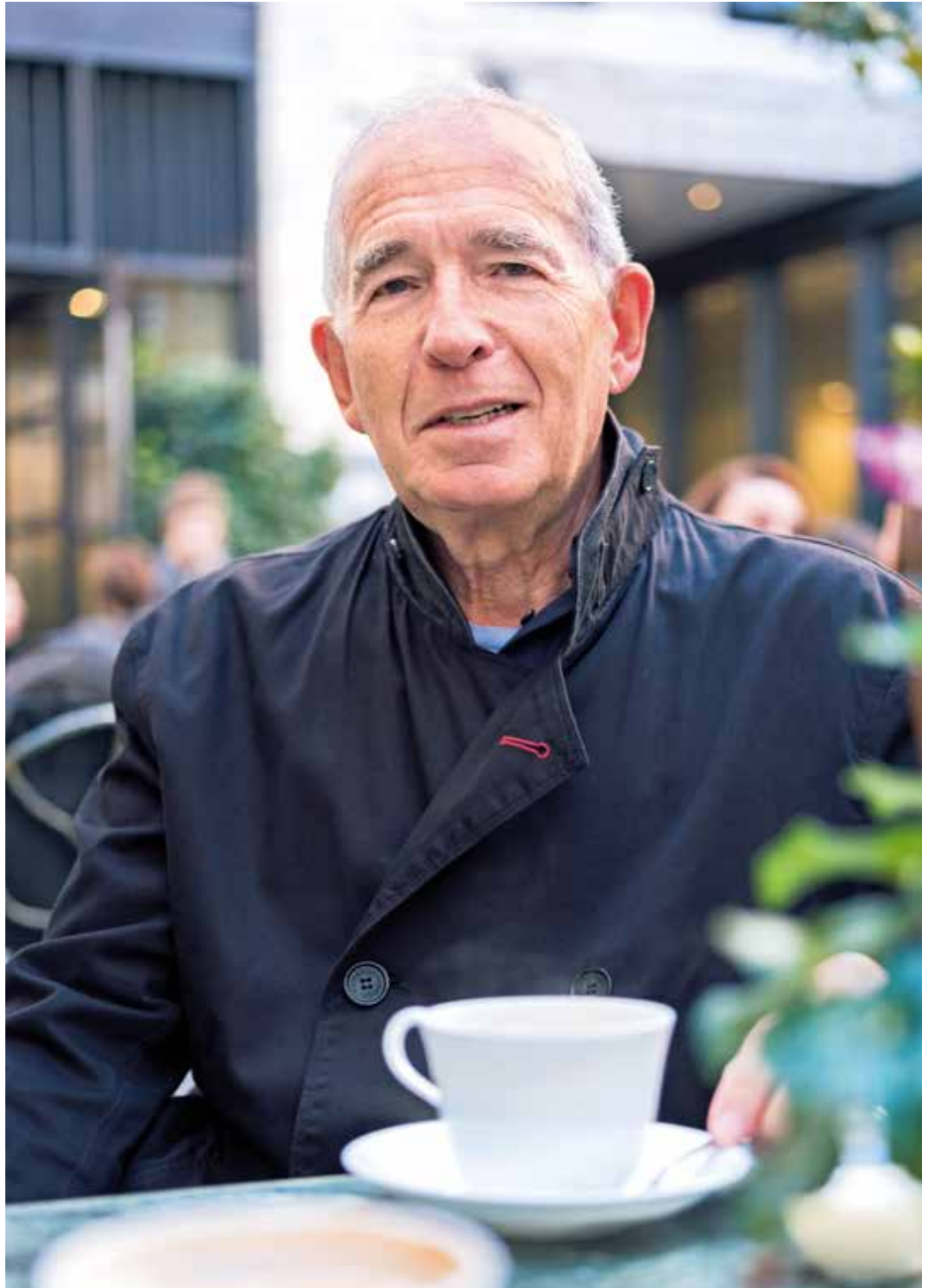
Am 11. Oktober 2008, zu nachtschlafender Zeit, setzte sich Jörg Haider, der Landeshauptmann von Kärnten, in seinen schwarzen VW Phaeton. Er hatte im «Stadtkrämer», einer Schwulenbar in Klagenfurt, gezecht, was selten vorkam, und machte sich nun auf den Weg ins Bärenal, wo seine Mutter ein paar Stunden später ihren 90. Geburtstag feiern sollte. Sein Blutalkoholgehalt lag bei 1,8 Promille. Rasend schnell fuhr er in die Nacht und verlor bei einem Überholmanöver die Kontrolle über sein Auto. Es überschlug sich mehrmals, bis es nach 150 Metern zum Stehen kam. Haider, der meistverehrte, meistgehasste Politiker der Republik, war auf der Stelle tot. Als Österreich einige Stunden später erwachte, lief die Nachricht über alle Kanäle.

Heute, zehn Jahre später, gibt es einen regelrechten Haider-Kult, angefacht von seinen Freunden, die ihn fast als Heiligen verklären, befeuert von seinen Feinden, die ihn zuverlässig als Gottseibeiuns verdammen. Wo sein Name fällt, blühen wilde Gerüchte und abstruse Verschwörungstheorien. War er schwul? Ein Magazin erörterte die Frage jüngst wieder seitenfüllend. Wurde er vom Mossad ermordet? Manche Anhänger möchten es bis heute glauben. Haider beschäftigt das Land wie eh und je. Ein Parlamentsausschuss untersucht gegenwärtig eine Schmiergeldaffäre – Haider soll involviert gewesen sein soll. Gern umgab er sich mit auffälligen Figuren, oft blutjungen Assistenten, genannt *Buberlpartie*. Aber sein schülerndster Weggefährte war ein Mann seiner Generation, drei Jahre älter als er selbst.

Skelett an der Tür

Es ist Peter Sichrovsky, und an seiner Haustür hängt ein kleines Menschenskelett aus Plastik. Daneben steht: «Klingel kaputt, bitte laut klopfen.» Sichrovsky lebt in Guildford bei London mit seiner vierten Frau, einem Sohn und einer Enkelin. Er hat sechs Kinder zwischen zwanzig und fünfzig, dazu sechs Enkelkinder zwischen neun und neunzehn und war schon in der halben Welt zu Hause: in Wien, Peking, Berlin, New York, München, Neu-Delhi, Singapur, Hongkong, Los Angeles, Brüssel und Chicago. «Na, kommen's rein», ruft er, als wäre er nie aus Wien rausgekommen. Er winkt mit der einen Hand und versucht mit der anderen, seinen aufgeregten Hund zu beruhigen.

Eben hat er in *Schlaglichter*, einem österreichischen Onlinemagazin, eine neunteilige Serie über seine Jahre mit Haider veröffentlicht.



«Haider wäre vielleicht ein guter Kaiser gewesen»: Multitalent Sichrovsky.

«Die Reaktionen waren sensationell», sagt er. Sichrovsky schildert in den Artikeln, wie er 1996, mit knapp fünfzig und ohne politische Erfahrung, in die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) eintrat, um sich für ein Mandat im Europäischen Parlament zu bewerben. Die FPÖ, einst eine 5-Prozent-Partei am rechten

Rand, war stetig gewachsen, seit Haider zehn Jahre zuvor ihren Vorsitz übernommen hatte. Nun, in den Europawahlen vom Oktober 1996, kam sie auf 27,5 Prozent der Stimmen. Es war der grösste Erfolg ihrer Geschichte.

Die FPÖ entsandte erstmals Abgeordnete nach Brüssel, darunter Sichrovsky, ihren

späteren Generalsekretär für Auslandsfragen. Bald wurde er in Österreich angefeindet wie sonst nur Haider. «Als meine schwangere Frau eine Galerieeröffnung besuchte, zischte ihr jemand zu: <Du trägst das Kind des Teufels in dir.> Das Justemilieu hasste mich.» Die FPÖ galt damals bestenfalls als rechtspopulistisch, eher aber als rechtsextrem, und wer sich ihr anschloss, machte sich verdächtig, ein Faschist zu sein. War Sichrovsky ein Faschist? Er war der Sohn jüdischer Kommunisten, ein angesehener Schriftsteller und Journalist – unverdächtig konnte man nicht sein. Und genau das war die Provokation.

Seine Eltern hatten in England den Holocaust überlebt, aber viele Verwandte waren in den Konzentrationslagern umgekommen, ermordet von den Nationalsozialisten, die sich in Österreich nach dem Krieg vor allem in der FPÖ sammelten. Wie kommt ein Jude dazu, bei einer solchen Partei mitzumachen? «Das ist die falsche Frage», sagt Sichrovsky. «Ob ich Jude bin oder nicht, spielt keine Rolle, wenn es um Politik geht. Ein Jude darf sich politisch irren wie jeder andere auch.» Und was wäre die richtige Frage? «Weshalb ich rechts und nicht links bin.» Er sitzt auf dem Sofa seines Wohnzimmers, um sich herum die Bücher von Franz Kafka und Joseph Roth, die ihn seit der Jugend begleiten – und beginnt zu erzählen.

Jugendjahre in Peking

Geboren wurde er 1947 in Wien, als ältestes von drei Kindern. Die Eltern waren nach dem Krieg nach Österreich zurückgekehrt, weil sie hofften, eine neue Gesellschaft mitaufzubauen, was Sichrovsky als naiv bezeichnet. Als er zwölf war, übersiedelte die Familie für drei Jahre nach Peking, wo der Vater als Korrespondent für kommunistische Zeitungen arbeitete. Die Kinder besuchten die ostdeutsche Schule und lernten, wie die Welt nach den Gesetzen des Marxismus-Leninismus funktionieren sollte: «Ich habe vielleicht seither eine Allergie gegen linke Ideologien», sagt Sichrovsky – und schildert sich trotzdem als unpolitischen Jugendlichen. Sein politisches Schlüsselmoment kann er genau benennen: 1968.

Als im August sowjetische Panzer durch Prag rollten, verliessen seine Eltern die kommunistische Partei – antisemitische Attacken begleiteten ihren Abschied. «Das hat einen starken Eindruck auf mich gemacht», sagt Sichrovsky. «Ich meine, wer als Jude nach dem Krieg in Wien aufwuchs, war abgehärtet. Meine Lehrer am Gymnasium waren Offiziere in der Wehrmacht gewesen. Es gab einen alltäglichen Antisemitismus, aber immer an der Grenze zum Humor. <Von dir hätte ich eh nichts anderes erwartet>, sagten die Lehrer, wenn ich wieder etwas angestellt hatte – solche Dinge halt. Und dann kamen die Kommunisten und beschimpften meine Eltern als <treulose Drecksjuden.>»

Sichrovsky studierte Pharmazie und Chemie in Wien und wurde früh Vater. «Mich hat nicht überzeugt, dass ich umsonst studieren konnte», sagt er. «Mich hat nicht überzeugt, dass ich eine Prämie bekomme, wenn ich heirate.» Und der moralistische Furor der 68er sei ihm ganz gewaltig auf die Nerven gegangen. «Es gab nicht mehr richtig oder falsch, sondern nur noch gut oder böse. Man machte aus der Politik eine Religion.» Er liess sich in das Studentenparlament wählen und widersprach seinen linken Kommilitonen, wo er nur konnte. Es muss ein Gaudi gewesen sein, jedenfalls amüsiert er sich prächtig, wenn er ein halbes Jahrhundert später davon erzählt.

Dann wird er nachdenklich. «Schauen Sie, wir Juden haben ein Problem mit der Angst. Meine Eltern waren Überlebende, die Angst begleitete sie ein Leben lang. Sie trauten sich nicht, mit meinen Nazilehrern zu reden. Ich dachte schon früh: <Ihr habt meine Eltern zerstört, aber mich zerstört ihr nicht!> Ich wollte immer zeigen, dass ich mutig bin, ich musste immer ausbrechen.» Nach dem Studium arbeitete er als Marketingspezialist in der Pharmaindustrie, die er nach fünf Jahren verliess, um kritische Bücher über die Branche zu schreiben. Er zog nach Berlin und stieg in den Journalismus ein.

Die nächsten fünfzehn Jahre, von 1980 bis 1995, verbrachte Sichrovsky in allen möglichen Städten der Welt, wo er für grosse deutsche und österreichische Zeitungen und Magazine tätig war. Bekannt wurde er als Autor mehrerer Bücher und Theaterstücke, die um dieselben Fragen kreisten: Wie belasten die Verbrechen der Nationalsozialisten die nächste Generation? Wie leben die Kinder der Täter mit deren Schuld, wie leben die Kinder der Opfer mit deren Schmerz? Sein grösster Erfolg war «Schuldig geboren», ein Buch über Täterkinder. Es wurde in über zehn Sprachen übersetzt, zuletzt ins Chinesische, und die Bühnenadaptation zählte zeitweise zu den meistgespielten Stücken an deutschen Theatern.

Sichrovsky ist ein unterhaltsamer Erzähler. Wenn er über das frühere Wien redet, klingt er wie Thomas Bernhard, der österreichische Schriftsteller, der die Heimatbeschimpfung zur Kunstform erhob: «Wien war damals nicht, was es heute ist. Es war eine engstirnige, kleinbürgerliche, bösartige Stadt. Ich musste aus diesem Wien heraus, ich hatte schon Würgemale am Hals.» Er kann sich schamlos loben: «Niemand hat je bezweifelt, dass ich hochintelligent bin.» Dann wieder entblösst

er sich ohne Scheu: «Ich habe die Frauen gewechselt wie die Städte. Ich bin nicht stolz darauf, aber es ist so.» Er schont nichts und niemanden – und schon gar nicht Jörg Haider.

Alte Reflexe

Erstmals traf er diesen 1990 für ein Interview, worauf ihn Haider immer wieder zum Essen einlud. «Es dauerte Jahre, bis er mich überzeugen konnte, dass er kein Antisemit war. Er war mit rechtsextremem Gedankengut aufgewachsen, das schon, aber er hatte sich davon emanzipiert. Manchmal spielten noch die alten Reflexe, und er sagte etwas Dummes, was er sofort bereute. Das verstand ich. Was ich aber nicht verstand: dass er sich für diese Ausrutscher nicht entschuldigen wollte.» Sichrovsky entschied sich dennoch, das Angebot anzunehmen und in die Politik zu wechseln. Er fühlte sich bereit für die nächste Mutprobe.

Haider wollte die Partei öffnen, um sie für mehr Wähler attraktiv zu machen. Sein Ziel war es, die Herrschaft der Konservativen und Sozialdemokraten zu brechen, die über Jahrzehnte eine grosse Koalition gebildet hatten. «Man bekam keine staatliche Wohnung, ohne Mitglied dieser Parteien zu sein, man bekam keine Lehrerstelle, einfach nichts», sagt Sichrovsky. «Diese Korruption drohte Österreich zu zerstören. Wir waren auf dem besten Weg, wie Griechenland zu enden.» Und er sah genau einen Politiker, der ernsthaft dagegen ankämpfte: Jörg Haider.

Ab 2000 bildete die konservative Volkspartei mit der FPÖ die Regierung, nachdem sich Haider, der nicht mehrheitsfähig war, von der Parteispitze zurückgezogen hatte. Er blieb aber die bestimmende Figur im Hintergrund, was viele ausländische Regierungen mit grosser Skepsis beobachteten. Sichrovsky reiste um die Welt, um die Zweifel zu zerstreuen – oft begleitet von Haider. «Er hat nie versucht, als der oberste Österreicher andere zu belehren. Er war im Ausland sehr bescheiden, ganz anders als in Österreich.»

Sichrovsky schildert Haider als entgrenztes Ego, das am Ende zerstörte, was es aufgebaut hatte. «Sein Traum war es, Kanzler zu werden. Als er realisierte, dass ihm das nicht gelingen würde, spaltete er die Partei und begann noch einmal von vorn.» Dass Haider ein guter Kanzler geworden wäre, schliesst Sichrovsky aus: «Er wäre vielleicht ein guter Kaiser gewesen, weil er dann auf niemanden hätte hören müssen, aber in einer modernen



Jörg Haider, 1987.

Wo sein Name fällt, blühen Gerüchte und abstruse Verschwörungstheorien.

Demokratie konnte er auf Dauer nicht reüsilieren. Ein Staat wie Österreich lässt sich nicht mehr allein führen.» Sichrovsky selbst verliess 2002 die FPÖ, zwei Jahre später sprach er ein letztes Mal mit Haider.

Privat wusste er wenig über ihn und hat dessen Familie, die Frau und die beiden Töchter, nie richtig kennengelernt. «Wir waren

«Er war ein Kleinbürger, ein Aufsteiger. Er musste der Welt beweisen, wie toll er war.»

nicht befreundet, es war mehr eine intellektuelle Verbindung, wir waren irgendwie voneinander fasziniert.» Haider sei ein sehr sozialer Mensch gewesen, immer unter Leuten, aber eben auch getrieben von einem brennenden Ehrgeiz. «Er war ein Kleinbürger, ein Aufsteiger. Er musste der Welt beweisen, wie toll er war. Am Schluss ist er in der Politik gescheitert, aber das gilt für mich ja auch.»

Ständig nörgeln

Die gemeinsame Zeit möchte er trotzdem nicht missen. «Die Wiener nehmen das Leben als Spiel. Die Wiener sagen: «Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht dramatisch.» Ich gehöre zu der Generation, die über die Eltern noch mit der Vorkriegszeit verbunden ist: Ich bin überkritisch, zynisch und nörgle ständig, besitze aber gleichzeitig eine gewisse Gleichgültigkeit. Dieses ständige Zweifeln und doch nichts richtig ernst nehmen – das ist alt-wienerisch.» Es ist eine Haltung, die ihn weit gebracht hat im Leben.

Als Haider vor zehn Jahren in den Tod raste, war Sichrovsky längst Manager in Asien. Weil er China schon seit Jugendtagen kannte, hatte ihn eine österreichische Industriegruppe als Lobbyisten engagiert. Nach nur einem Jahr führte er deren Tochter in Singapur: ein börsennotiertes Unternehmen mit Tausenden Mitarbeitern. «Ich bin ein talentierter Dilettant», sagt er. «Ich kann vieles überdurchschnittlich, aber nichts überragend gut.» Er blieb dreizehn Jahre in der Wirtschaft, bis er sich vor einem Jahr, mit siebzig, pensionieren liess. Seither wohnt er in Guildford, weil seine amerikanische Frau noch einmal in Europa leben wollte.

Ein Sohn aus New York studiert nun hier, und eine Enkelin aus Berlin macht ein Austauschjahr. Man hat sich häuslich eingerichtet, der Hund hat sein Plätzchen gefunden, ebenso die Bücher von Kafka und Roth – und die Dekoration für Halloween hängt schon an der Tür. Nur die Klingel muss noch repariert werden, aber vielleicht wäre dies auch vergebliche Liebesmüh. Wie lange er hier bleiben wird, weiss Sichrovsky nicht. «Ich hatte nie einen Lebensplan», sagt er. Wie soll man so ein Leben auch planen? ○

Ausflug in die Zukunft

Mayotte, die entfernteste Ecke der EU, ist ein vergessenes, zerrissenes Paradies. Hier können wir eine Antwort auf die Frage finden, wie Europa 2090 aussehen könnte. Von Klaus Zaugg

Es gibt sie doch, die Zeitmaschine. Ich habe sie gefunden. Auf der Insel Mayotte, dem 101. Département Frankreichs. Am Ende der Welten, zehn Flugstunden südöstlich von Paris. Am nördlichen Rand der Strasse von Moçambique im Indischen Ozean zwischen der Nordspitze von Madagaskar und dem afrikanischen Festland.

Zuerst geht die Reise zurück zum Anbeginn der Zeiten. Genau so muss es am Abend des fünften Schöpfungstages in Europa gewesen sein. Als Gott die Vögel und die Tiere des Wassers erschaffen hatte und sah, dass es gut war. Fahler Mondschein. Ein urweltliches Geschöpf kriecht aus dem Wasser und hinterlässt im Sand eine Spur wie ein Panzerfahrzeug. Und dann noch eines. Es sind Meeresschildkröten, die ihre Eier im Sand vergraben werden. Am Tag kommen die freundlichen Geistertiere. Die Makis. Lemuren. Sie sind heilig. Weil in ihnen die Seelen jener weiterleben, die keine ewige Ruhe finden können. Die Makis sind nicht frech wie Affen. Sie bleiben höflich im Türrahmen unseres Bungalows stehen, fragen in einer gurrenden Sprache, die an Aliens gemahnt, ob der Herr daran gedacht habe, wiederum verbotenerweise vom Frühstück eine Banane mitzubringen. Er hat. Und ein riesiger Flughund hängt kopfunter im Geäst des Baumes, blinzelt schlau, als wollte er sagen: «Na, hat der Herr heute Morgen seine Yogaübungen auch schon gemacht?» Der tiefe Süden von Mayotte ist ein Paradies. Vom Tourismus praktisch unberührt. Mit nur einem wirklich guten Hotel, dem «Jardin Maoré», einem Garten Eden unter Palmen direkt am Strand einer der grössten, von einem Korallenriff begrenzten Lagunen der Erde: einer der hundert Orte, die man im Leben gesehen haben sollte.

Die Reise geht aber auch weit hinein in die kommenden Jahre. Der Ausflug in die Zukunft beginnt hier im Garten Eden des Südens. Neunundzwanzig Mann der Fremdenlegion kommen zur Erholung in den «Jardin Maoré». Sie lagern in Zelten unter Palmen hinter der Hotelanlage. Zum Essen rücken sie ins Restaurant ein. Bald ist es mit der himmlischen Ruhe vorbei. Kilometerweit hallen raue Soldatenlieder aufs Meer hinaus. Meine Freundin, sie ist wirklich tough, geht zum Tisch hinüber und mahnt energisch zivilisatorisches Benehmen an. Augenblicklich wird es still. Zehn Minuten später steht Eric, der Kommandant, an unserem Tisch. Mit einer Flasche edelstem Wein. Er setzt sich zu uns, entschuldigt sich höflich und

flüstert verschwörerisch: «Welch ein Glück, Monsieur, dass nicht Sie reklamiert haben. Sie würden sich jetzt gefesselt und geknebelt in einem Boot weit, weit draussen in der Lagune wiederfinden.»

Der Abend endet in einem Trinkgelage mit den Fremdenlegionären. An der Hotelbar. Der Barkeeper ist längst geflüchtet. Aber Kommandant Eric achtet darauf, dass alles korrekt abgerechnet wird. Wir singen zur Soundanlage melancholische Lieder von Elvis Presley oder Joe Dassin, spendieren auch eine Runde und tauchen ein in eine Welt, so bizarr wie Hollywood. Die Männer erzählen von der Magie der Kameradschaft, von der sie nie mehr loskommen. Weil sie im richtigen Leben nicht existiert. Diese absolute Verlässlichkeit in

Die Fremdenlegion durchkämmt die Insel nach ungebetenen Gästen.

Todesgefahr. In Afghanistan. In Mali. An der Elfenbeinküste. Sie kommen aus der Ukraine, aus Nepal, Ungarn, Südafrika, der Mongolei, aus China und Frankreich. Über ihre militärischen Vorbilder und politischen Überzeugungen legen wir den Mantel des Schweigens.

Item, als die letzten Schildkröten wieder ins Meer zurückgekehrt sind, so gegen drei Uhr, verabschieden wir uns. Aber etwas treibt mich auch am nächsten Tag um. Ich hatte Eric gefragt, was denn die Fremdenlegion ausgerechnet in diesem Paradies zu schaffen habe. Er raunt knurrig: «Les immigrants», und will nicht so recht über das Thema parlieren.

Ein Drittel Sans-Papiers

Ich bin kein Zyniker und rapportiere nur, was ich sehe und was man mir erzählt. Man zeihe mich also nicht der politischen Unkorrektheit. Im Jahre 1974 stimmen die Bewohner der vier Komoreninseln über den Verbleib bei Frankreich oder die Selbständigkeit ab. Drei votieren für die Unabhängigkeit und bilden heute die Union der Komoren. Nur Mayotte bleibt bei Frankreich, ist deshalb heute das 101. Département Galliens und seit dem 1. Januar 2014 als OMR («outermost region») ein Teil der EU.

Mayotte profitiert von den Segnungen des «Mutterlandes». Die anderen Inseln sind in Armut versunken. Wer kann, entflieht dem Elend und versucht ins gelobte Land nach Mayotte zu gelangen. Am Strand treffe ich einen



Segnungen des «Mutterlandes»: Fischer am Strand von Mayotte.

Arzt aus Paris. Er ist mit seiner Familie hier und erzählt, er komme jeweils für zwei Monate im Sommer hierher, um in der Geburtsabteilung des Spitals in der Hauptstadt Mamoudzou zu arbeiten. Er bekomme für diesen Einsatz eine vierzigprozentige Lohnerhöhung plus Flug und Unterkunft für die ganze Familie. «Wir haben hier an unserem Spital eine grössere Geburtsabteilung als in der Stadt Paris. Weil Kinder, die hier geboren werden, automatisch die französische Staatsbürgerschaft bekommen, setzen die Frauen von den anderen Inseln alles daran, zu uns zu kommen.» Eine Überfahrt sei für den Gegenwert einer Ziege zu organisieren.

Die illegale Immigration ist auf Mayotte offenbar ein zentrales Problem. Ein Drittel der Einwohner seien Sans-Papiers. Und es werden immer mehr. Tatsächlich wird die Fremdenlegion eingesetzt, um regelmässig die Insel nach ungebetenen Gästen zu durchkämmen und diese auf die Nachbarinseln zurückzubringen. Wie das geht, kann oder mag niemand erzählen. Eric, der Kommandant der Fremdenlegionäre, hatte mir anvertraut, die Polizei könne das nicht machen, die sei nicht tough genug und überfordert. Im März ist bei einer solchen Aktion tatsächlich ein Fremdenlegionär ums Leben gekommen. Frankreichs Elitetruppen gegen Immigranten.

Vererbt wird von der Mutter zur Tochter

Die dominierende Religion ist ein folkloristischer Islam, gewürzt mit Tanz, Fröhlichkeit, Wein und viel Erotik. Und die Gleichberechtigung der Frau ist längst verwirklicht. Zwar

gilt für Recht und Gesetz der Code civil. Wie in Frankreich. Aber im Alltag wird nach altem Brauch gefuhrwerk. Das Matriarchat (Herrschaft der Frau) ist die hiesige Gesellschaftsform. Mayotte ist also beim Thema Gleichberechtigung und Frauenförderung dem Rest der EU um Jahrzehnte voraus. Die Frau gebietet über den Familienbesitz. Vererbt wird von der Mutter zur Tochter. Weil die Frau den Mann einfach vom Hof jagen kann, wenn er

Wer den französischen Pass besitzt, der profitiert von den Segnungen des europäischen Sozialstaates.

ihr nicht mehr passt, wird die Polygamie (Viel-ehe) praktiziert. Damit der Mann im Krisenfall ein Dach über dem Kopf hat, heiratet er mehrere Frauen. Offiziell kann er aber nur eine heiraten, und so sind die vielen nach EU-Recht unehelichen Kinder ein Problem geworden.

Die Behörden haben grosse Sorgen: Die Kriminalität rund um die Hauptstadt Mamoudzou (hier leben 60 000 der etwas mehr als 200 000 Einwohner) nehme immer mehr zu. Motorroller und Autos, kurzum, alles, was nicht niet- und nagelfest sei, werde zu den anderen Komoreninseln abtransportiert. Der Druck durch die illegale Einwanderung provoziert ein politisches Reizklima und Rassismus. Die soziale Ungerechtigkeit löst ab und an wochenlange, wilde Streiks aus, bei denen die Strassen blockiert werden und die einheimische Wirtschaft zum Stillstand gebracht wird. Auch

deshalb komme der Tourismus nicht in Gang. Luc, der aus Frankreich hierhergekommen ist und sich mit einem Café einen Traum verwirklicht hat, klagt, er könne nur noch überleben, weil er das Café mit seiner Familie betreibe und keine Löhne zahlen müsse.

Die illegalen Einwanderer werden jedoch für die Parfümindustrie gebraucht. Die Blüten des Ylang-Ylang-Baumes müssen von Hand gepflückt werden. Und dafür eignen sich die illegal eingereisten Arbeitskräfte. Sie können elendiglich untergebracht und miserabel bezahlt werden.

Wer den französischen Pass besitzt, dem geht es formidabel und der profitiert von den Segnungen des europäischen Sozialstaates. Alle freuen sich, dass ab 2020 endlich auch auf Mayotte die gleichen Ansätze für Arbeitslosenentschädigungen und Sozialhilfe gelten sollen wie in Frankreich.

Wir reisen aus dem Norden zurück in den paradiesischen Süden. Und als am nächsten Morgen der Maki wieder freundlich fragt, ob der Herr verbotenerweise eine Banane vom Frühstück mitgebracht habe, denke ich: «Ein «Folklore-Islam» als wichtigste Religion, die absolute Herrschaft der Frau, Elitesoldaten gegen Immigranten, immer grössere soziale Gegensätze, paradiesische Flecken und Elend auf kleinstem Raum, immerwährender Sommer – was für eine faszinierende, zerrissene, gegensätzliche, verwirrende, widersprüchliche Welt.» Der Kulturpessimist Rolf Peter Sieferle («Finis Germania») hätte wahrscheinlich gesagt: das Europa im Jahre 2090. ○



Verführung und Wahnsinn: «Nachtmahr» von Malerrebell Füssli, 1810.



Der wilde Schweizer

Von Rico Bandle

Heute glauben Pädagogen und andere Experten, gewalttätige Filme und Computerspiele könnten sanften Gemütern Schaden zufügen. Vor zweihundert Jahren warnte man noch vor Gemälden. Zum Beispiel vor Johann Heinrich Füsslis «Der Nachtmahr» (1781). Das Bild des Schweizers sorgte schon bei der ersten Präsentation an der Jahresausstellung der Royal Academy in London für einen Skandal: Die Mischung aus Gewalt und Erotik, Lust und Schauer war vielen Besuchern nicht geheuer. Gerüchte um den Urheber des Bildes taten das Ihre bei: Henry Fuseli, so nannte sich Füssli in seiner englischen Wahlheimat, sei dem Opiumkonsum verfallen, pflege einen ominösen Okkultismus, esse vor dem Schlafengehen blutiges Schweinefleisch. Nur so seien seine obskur-dramatischen Bilder zu erklären.

Der Nachtmahr ist bis heute Füsslis bekanntestes Motiv. Die Urversion, die 1782 für Aufsehen sorgte, gehört heute dem Detroit Institut of Arts. Eine Kopie davon hing in den 1920er Jahren in der Wohnung des Psychoanalytikers Sigmund Freud. Der berühmte Traumdeuter war offensichtlich angetan von Füsslis Albtraum-Darstellung. Nun ist das Gemälde in der grossen Füssli-Ausstellung im Kunstmuseum Basel zu bewundern, allerdings nicht jenes aus Detroit, sondern eine spätere Version aus dem Jahr 1810, die der Basler Sammlerin Ulla Dreyfus gehört.

Welche Bedeutung der Zürcher Maler mit seinen düsteren Bildnissen in der Kunstwelt erlangte, beweist die Herkunftsliste der siebenzig Gemälde in der Basler Ausstellung: Sie stammen aus dem Pariser Louvre, dem New Yorker Metropolitan Museum, der Londoner Tate Gallery und vielen Museen mehr.

Genauso faszinierend wie die Bilder ist Füsslis Lebensweg. Der Sohn des Malers und Schriftstellers Johann Kaspar Füssli studierte Theologie und erhielt mit zwanzig Jahren die Ordination zum reformierten Pfarrer. Wegen einem Pamphlet gegen einen Landvogt musste der Rebell Zürich verlassen. 1765 kam er nach London, begann zu malen, verfeinerte das Handwerk während zehn Jahren in Rom, kehrte zurück nach England. Der hochgebildete Theologe konnte antike Texte ebenso im Original lesen wie die Theaterstücke Shakespeares. In diesen Schriften fand er die Motive für seine hochdramatischen Bilder, die voller Dämonen und Verführerinnen sind, voller Helden und Wahnsinniger. Kein Wunder, nannte man ihn in London «The Wild Swiss».

Kunstmuseum Basel: Füssli – Drama und Theater.
Bis 10. Februar 2019.



«Es muss von innen kommen»: Entertainer DJ Bobo auf seiner «Fantasy Tour», 2010 in Bern.

Pop

«Was auf der Bühne geschieht, ist ein Geschenk»

René Baumann alias DJ Bobo hält sich seit fast drei Jahrzehnten mit grossem Erfolg im Musikgeschäft. Ein Gespräch über die Kunst, oben zu bleiben und sich in stürmisch wandelnden Verhältnissen immer wieder neu zu erfinden. *Von Philipp Gut*

Wir treffen uns in der Udo-Jürgens-Lounge, der ehemaligen Wohnung des österreichisch-schweizerischen Liedergottes, am Zürcher Bellevue in musikalisch infizierter Atmosphäre. Am Abend wird DJ Bobo ein Stockwerk tiefer im Klub «Mascotte» in der SRF-Satiresendung «Deville Late Night» als Gast auftreten. Zuvor gibt er einige ausgewählte Interviews. Im Januar wird seine neue Show «Kaleidoluna» im Europa-Park Rust Premiere haben, die CD dazu ist bereits auf dem Markt. DJ Bobo gehört seit den 1990er Jahren zu den erfolgreichsten Schweizer Musikern, zehnmal wurde er in seiner Karriere mit dem World Music Award als «The World's Best Selling Swiss Recording Artist» ausgezeichnet. Er hat über fünfzehn Millionen Platten verkauft. Die Zeiten des Tonträgers sind allerdings passé, die Musikbranche ist in schwindelerregendem Umbruch.

Herr Baumann, Sie sind mit einer neuen CD auf dem Markt. Die wievielte ist es eigentlich? Ich habe die Übersicht verloren.

Ich auch, ich habe gelesen, die vierzehnte. (Lacht) Ich müsste nachzählen.

Die Musik auf dem neuen Album klingt sanft und entspannt. Widerspiegelt das Ihre momentane Gemütslage? Oder eher das Bedürfnis Ihres Publikums?

Zuerst ist bei uns ja immer das Thema der Tour, und dann mache ich den Soundtrack dazu. Die einzelnen Titel haben eine Aufgabe in der Show, etwa bei Szenenwechseln auf der Bühne. Die Songs sind deshalb relativ unaufgeregt.

In welchem Verhältnis stehen neue Songs und Hits bei Ihren Auftritten?

Rund ein Viertel vielleicht ist neu. Das ist eigentlich immer das Verhältnis, bei jedem Künstler.

Wer kauft denn heute überhaupt noch eine DJ-Bobo-CD?

Ein paar tausend Leute.

Und in der grossen Zeit, als die Tonträger noch das Kerngeschäft waren?

Zwischen 700 000 und 1,5 Millionen pro Album. Der Plattenverkauf hat sich etwa gehandelt. Der Höhepunkt in der Branche war 2001. Von da an ging es abwärts. Die Kurve verlief zuerst etwas schleichend und riss dann plötzlich steil ab. Du kannst gar nichts mehr machen. Es gibt heute nicht einmal mehr einen ernstzunehmenden Handel. Ex Libris zum Beispiel hatte früher mal 120 Geschäfte in der Schweiz, jetzt reden wir vielleicht noch von etwas über zwanzig. Es gibt schlicht fast keine Verkaufspunkte mehr. Wenn du als Lebensmittelhersteller bei Migros oder Coop aus dem Regal fliegst, dann wird es schwierig. In der Musikbran-

che ist es noch viel schlimmer: In den neuen Autos gibt es gar keine CD-Player mehr. Du musst schon einen Oldtimer haben.

Wer ersetzt denn den klassischen Handel, Amazon?

Richtig, das ist unser grösster Händler. Der Einbruch bei den CDs wurde aber teilweise wieder wettgemacht durch neue Techniken wie Streaming und Download. Dies dürfte dazu geführt haben, dass wir nun in etwa bei einem Viertel der Marktgrösse von 2001 sind.

Wir sind mittendrin in der Diskussion über Ihr Businessmodell. Sie halten sich seit bald dreissig Jahren erfolgreich im Musikgeschäft, obwohl sich die Branche so radikal verändert hat. Ohne die Fähigkeit, neue Trends und Methoden aufzunehmen, wären Sie längst im Museum der Popgeschichte gelandet. Das finde ich das Faszinierende am Phänomen DJ Bobo: Wie macht man das? Wie bleibt man oben?

Was man selbst denkt, und was die Wahrheit ist, das könnte auseinanderklaffen. Wir hoffen aber natürlich, dass die Leute wissen, dass wir immer innovativ sind, dass immer etwas Neues kommt bei unseren Tourneen. Ich sage extra Tourneen. Das ist unser Kerngeschäft. Ich versuche meinen Leuten immer zu sagen: «Dort, wo vorne ist, dort sind wir.» Und da meine ich jetzt nicht die Charts oder die sales, sondern die Entwicklung und das Ausprobieren von Neuem. Da fliegt man manchmal auf die Mütze. Vielfach war ich zu früh mit Technologien, die noch nicht ganz fertig waren. Es sah irgendwie halbgar aus – und drei Jahre später kommen dann die Amerikaner mit dem fertigen, ausgereiften Projekt. Das geht uns andauernd so, etwa bei der Video-Mapping-Technologie.

Wie bringen Sie Ihr Team dazu, immer wieder Neues zu wagen?

Ich umgebe mich in jedem Bereich mit Leuten, die besser sind als ich. Jeder Tänzer muss besser tanzen, jeder Sänger besser singen können als ich. Ich suche also keine möglichst homogene Truppe, die sich versteht und in der sich alle so liebhaben. Sondern ich suche Spezialisten, welche aussergewöhnliche Fähigkeiten haben. Und ich probiere dann, dies unter einen Hut zu bringen. Das kostet manchmal sehr viel Energie. Aber wenn du nur nette, brave Mitarbeiter hast, bleibst du Mittelmass.

Sie schauen als Chef gewissermassen zu Ihren Angestellten hinauf?

Unbedingt. Sie müssen mich fordern. Wenn ich von ihnen mehr verlangen kann als von mir, dann kommt es gut. Das tönt jetzt so einfach, ist aber sehr anstrengend. Du hast es viel einfacher, wenn du dich mit lauter Jasagern umgibst. Das kostet keine Kraft. Aber es ist dann schwieriger, vorne zu bleiben.

Sie haben früh auf Downloads und Streaming gesetzt. Kann man damit inzwischen Geld verdienen?

Ich bin froh, haben wir das gemacht. Es gibt Licht am Ende des Tunnels. Wir haben nun unseren Youtube-Kanal im elften Jahr, mit 300 000 Abonnenten. Wir kommen jetzt dann insgesamt auf 270 Millionen Viewer. Unterdessen wird so viel Werbung auf Youtube gemacht, dass es langsam auch wirtschaftlich interessant wird. Auch das Streaming ist sehr wichtig geworden, bei uns ist es etwa viermal so gross wie Youtube. Das Downloaden auf iTunes und so weiter hat sich praktisch wieder aufgelöst. Hier muss man sehr beweglich bleiben.

Wie geht das Geschäftsmodell beim Streaming genau?

Wir arbeiten mit Sony zusammen. Sony zieht das Geld ein, behält einen Anteil für sich, und wir bekommen dann den Rest. Bei Youtube ist das Verhältnis zirka fünfzig zu fünfzig. Da kannst du auch nicht dealen. Youtube ist so stark, da heisst es nur noch: «Take it or leave it.»

Was heisst das nun: Kann man mit Musikverkäufen wieder hübsch Geld verdienen?

Wir sagen immer etwas ketzerisch, die CD sei ein Merchandising-Artikel. Wenn du aber CD, Streaming, Download, Youtube und alles zusammennimmst, wird es schon rentabler. Die Kurve zeigt nach oben. Aber es ist natürlich immer noch nicht annähernd mit dem zu vergleichen, was mal war. Du wirst aus der Musikbranche nie die Aussage hören: «Es ist jetzt wieder gut.»

Erstaunt Sie der anhaltende Erfolg der Marke DJ Bobo nicht manchmal selbst?

Ich arbeite immer daran. Ich habe das Gefühl, es ist in Ordnung so. Unsere Karriere verlief zuerst relativ stark nach oben und ist nachher ziemlich stabil geblieben.

Welche Bedeutung haben die grossen Bühnenspektakel im Rahmen Ihres Geschäftsimperiums in ökonomischer Hinsicht?

Vom ganzen Kuchen dürften die Konzerte zwischen 60 und 70 Prozent ausmachen. Dann gibt es noch viele andere Aktivitäten, die Musik, den Verlag, das Merchandising, Dienstleistungen für andere Künstler und so weiter.

In welchen Märkten sind Sie global gesehen am stärksten vertreten?

In Deutschland. Deutschland ist zehnmal so gross wie die Schweiz. Und das ist es auch für

uns. Dann kommen Skandinavien und Osteuropa. Selbst Südamerika ist bedeutender als die Schweiz.

Und die USA?

Die USA liegen knapp vor der Schweiz, aber im Verhältnis zur Einwohnerzahl sind sie ein kleiner Markt für uns.

Woran liegt das?

Das hat einen klaren Grund. Ich komme von der Eurodance-Welle zwischen 1993 und 1997. Das war die einzige Zeit, wo Amerika musikalisch kurz offen war für Europa. Ich habe es in dieser Zeit nicht geschafft, mich im amerikanischen Markt zu platzieren. Ich hatte keine *major company*, sondern ein kleines Label aus Deutschland. Wir konnten in Amerika nicht Fuss fassen. Nachher ging das Fenster wieder zu. Selbst englische Acts haben in Amerika Mühe gehabt, Take That haben es nie geschafft, Robbie Williams hat es nie geschafft.

Hat sich dies in den letzten Jahren verändert?

Der nordamerikanische Markt ist für uns attraktiver geworden, weil es dort viele ausgewanderte Osteuropäer und Südamerikaner gibt. Und die nehmen DJ Bobo überallhin mit.

Wer macht für Sie heute die aufregendste Musik?

Der Soundtrack im Film «The Greatest Showman» hat mich weggeblasen. Normalerweise ist das eigentlich nichts für uns Jungs, ich bin überhaupt kein Musical-Typ. Und Hugh Jackman spielt die Hauptrolle. Das passt eigentlich gar nicht. Jackman und singen, hallo? Aber ich musste mich eines Besseren belehren lassen. Noch nie hat ein Film Ton und Bild so in Einklang gebracht. Dieser Soundtrack wird uns noch in zwanzig Jahren begleiten, da bin ich sicher, es wird Musicals et cetera geben.

Was vermuten Sie: Was zieht die Leute mehr an, das Neue – oder der ewig

vertraute DJ Bobo, der Held der eigenen Jugend, der die Hits von damals spielt und einen an den ersten slow dance mit der Schulfreundin, dem Schulfreund erinnert?

Ich bin ganz sicher, dass es die Mischung aus beidem ist. Wenn ich mich immer nur aufs Altbekannte reduzieren würde, würde ich das ein paarmal machen können. Und dann ginge es relativ rapide nach unten. Wenn du bei mir einmal den Titel «Best of Tour» siehst, dann weisst du, das macht er, um noch einmal richtig Geld zu verdienen, und dann hört er auf. Fertig mit Innovati-



Musikunternehmer DJ Bobo.

«Der nordamerikanische Markt ist für uns attraktiver geworden.»

on. Manche Künstler spielen hier mit Selbstironie. Phil Collins hat eine seiner letzten Tournées «Finally ... The First Farewell Tour» genannt. Seine laufende heisst «Not Dead Yet Tour». Cher ist seit Jahren auf dem Abschiedstrip.

Sie haben in Ihrer Laufbahn genug verdient, könnten zurücklehnen und ein Jetset-Leben zwischen Vierwaldstättersee, Miami und Ibiza verbringen. Wie motivieren Sie sich nach all den Jahren in diesem aufreibenden Job immer wieder zu neuen Spitzenleistungen?

Ich will etwas Neues schaffen. Geld muss ich nicht mehr verdienen, das ist nicht meine Antriebsfeder. Wichtig ist, dass man sich immer wieder Pausen nimmt. Dass ich nicht, wie viele Kollegen, dauernd unterwegs bin. Wir machen immer ein, zwei Jahre nichts. Und das tut gut. Dann wirst du hungrig, hast wieder Freude. Nach jeder Tour habe ich das Gefühl, jetzt komme mir nichts mehr in den Sinn.

Haben Sie daran gedacht, aufzuhören?

Nach jeder Tour!

Wer richtet Sie dann wieder auf? Ihre Frau? Freunde?

Nein, ich selbst. Das muss von innen kommen. Ich glaube, das hat Leute wie einen Prince oder Michael Jackson das Leben gekostet: dass sie nicht stark genug waren, ihrem Umfeld zu sagen: «Ich gehe jetzt mal ein Jahr lang reisen.» Ein Ed Sheeran macht das. Das ist dem scheissegal. Weisst du, wie viel Geld er liegenlassen hat, indem er einfach ein Jahr lang nichts gemacht hat? Oder Adele. Genial. Du musst diese Grösse haben. Dein Manager wird dir nicht sagen: «Mach doch mal zwei Jahre Auszeit.» Der hängt doch an dir wirtschaftlich. Also wird er dir eher sagen: «Mach noch eine Tour, dann kannst du mal Pause machen.» Ist es dann so weit, sagt er: «Eine geht aber noch.» Das tötet die Musiker. Es brennt sie innerlich aus.

Sind deshalb so viele Popstars Wracks, psychisch und physisch?

Die richtige Balance zu halten zwischen den *bubbles*, den Blasen, auf der Bühne und dem richtigen Leben, braucht extrem viel Selbstdisziplin und ein gesundes Umfeld. Wenn du anfängst zu glauben, dass diese *bubbles* das richtige Leben sind, dann hast du ein Problem. Das richtige Leben fängt immer dann an, wenn du von der Bühne runterkommst. Was auf der Bühne geschieht, ist ein Geschenk. Aber nicht das Leben.



DJ Bobo:
Kaleidoluna.
Im Handel erhältlich

Autoren

Wo die Welt in Ordnung war

James-Bond-Erfinder Ian Fleming schrieb seine Romane auf der Karibikinsel Jamaika. Er führte dort ein wildes Leben. Eine neue Biografie zeichnet es nach. Von Rolf Hürzeler

Krokodile lieben Stinkefleisch. Das wissen Kinogänger, die den 007-Klassiker «Leben und sterben lassen» mit Roger Moore aus dem Jahr 1973 gesehen haben. Fiesling «Mister Big» füttert die Tiere mit Kadaverstücken, nach denen sie schnappen, als hätten sie seit Monaten nichts mehr zwischen die spitzen Zähne gekriegt.

Die Filmszene ist einem Erlebnis von Ian Fleming (1908–1964) nachempfunden. Der Verfasser der zwölf James-Bond-Romane fütterte in der Karibik Haie gerne mit Kadavern. Er warf das alte Fleisch ins Meer und beobachtete, wie sich die Raubfische darauf stürzten: «Sie wirbelten und schnappten im Wasser umher wie tollwütige Hunde», notierte er in seinen Aufzeichnungen. Hatte Fleming gerade Lust auf den Kitzel, fing er mit seinen Helfern sogar einen der Haie mit der Harpune. Kaum hatten sie ihn jedoch geschnappt, hievten sie ihn zurück ins Meer. Denn Fleming war ein Tierliebhaber; er liess in seinen Romanen nur Menschen töten.

Die Haifischjagd ist eine Episode aus dem Leben des illustren Engländers Ian Fleming. Der Londoner Publizist Matthew Parker erzählt in seiner Fleming-Biografie «Goldeneye» vom Leben des Schriftstellers auf der Karibikinsel Jamaika, wo die 007-Romane über die europäischen Wintermonate entstanden. Daneben arbeitete Fleming als mässig erfolgreicher Journalist der *Sunday Times*. Dort konnte er dank Protektion jahrelang ein grosszügiges Salär beziehen, ohne dafür viel tun zu müssen. Der Bond-Erfinder stammte aus sehr gutem Haus, blieb aber in seiner Jugend einsam; der Vater verstarb früh, die Mutter war psychisch angeschlagen.

Imperialist der alten Schule

«Goldeneye» hiess das Anwesen, das sich Fleming 1946 auf der Insel bauen liess. Der Name erinnerte den Autor an seine gloriose Vergangenheit, als er im Dienst Ihrer Majestät stand, um den Feind auszuspionieren. Unter dem Tarnnamen «Goldeneye» liefen die britischen Vorbereitungen gegen die Deutschen und die Spanier, falls diese im Zweiten Weltkrieg in Versuchung gekommen wären, Gibraltar zu besetzen.

«Mit James Bond versuchte Fleming, das zerbröckelnde Empire in die Gegenwart zu retten», sagt Autor Matthew Parker im persönlichen Gespräch. Denn Fleming war ein Imperialist der alten Schule. Unabhängigkeits-

bestrebungen wie in Indien oder Afrika waren ihm ein Gräuel. Von den Labour-Regierungen der Nachkriegszeit hielt er gar nichts: «Die Besteuerung, die Kontrollen und andere Elemente des Wohlfahrtsstaates machten die meisten von uns zu Kleinkriminellen und arbeitsscheuen Lügern», lautete seine politische Einschätzung der britischen Nachkriegszeit. Er misstraute den Sowjets und hatte seine Vorbehalte gegenüber den Amerikanern. So stirbt James Bonds Kollege Felix Leiter vom CIA in «Leben und sterben lassen» neben einer Wurmfabrik – ein wenig heldenhafter Tod.

Auf Jamaika fand Fleming ein letztes Überbleibsel des von ihm geliebten Empire. Zwar forderten auch dort Aktivisten mehr Autonomie. Aber der Widerstand gegen die Briten köchelte auf kleinem Feuer, wie Parker ausführlich belegt. Die Europäer hatten bis weit in die 1960er Jahre das Sagen, und die einheimischen Abkömmlinge von schwarzen Sklaven dienten ihnen zu. Jamaika erschien Fleming als einer der letzten Orte, wo die Welt in Ordnung war, wie die Bond-Filmaufnahmen von paradisi-schen Karibikstränden belegen.

«Schwungvoller Ehebrecher»

Doch Fleming fand auf Jamaika mehr als koloniale Romantik. Er konnte hier ein Liebesleben geniessen, das den Abenteuern seines Alter Egos James Bond in nichts nachstand. Fleming suchte nicht den schnellen Drittweltsex, sondern gepflegte Affären mit Europäerinnen. Er liess die Ladys aus der kalten britischen Heimat ins tropische Paradies einfliegen; fast alle wurden schwach. Unter ihnen waren Loelia, die Herzogin von Westminster, und die verheiratete Ann Rothermere: «Er hatte zahlreiche Affären mit Frauen, mit jungen und alten, mit allein lebenden und verheirateten», schreibt Parker und bezeichnet Fleming als «schwungvollen Ehebrecher». Eine seiner Gefährtinnen sah das etwas anders und unterstellte Fleming: «Er wusste nichts mit den Frauen anzufangen; darum hatte er so viele.» Wahr oder nicht, die Anekdoten über seine Frauengeschichten lesen sich amüsant, etwa darüber, wie ihn die Teilerbin von Standard Oil, Millicent Huttleston Rogers, besuchte und zu seinem Ärger zwei Navajo-Abkömmlinge im Schlepptau hatte: «Ich bumse sie beide», eröffnete sie ihm. Er bezeichnete später die Affäre mit Rogers als «ziemlich verkorkst».

Der Mann teilte seine Liebschaften nicht gerne, er war in dieser Hinsicht altmodisch und



Nur seine Bösewichte waren abstinent: Lebemann Ian Fleming.

schätzte es, wenn ihm die Frauenherzen leicht zuflogen, wie er in einem Interview mit dem *Playboy* sagte: «Das Anbaggern ist manchmal so mühsam wie die spätere Trennung.» Aber wirklich gelitten hat er unter seinem Liebesleben als Junggeselle auf Jamaika nicht.

Was sich reizvoll liest, muss nicht unbedingt so gewesen sein. Mit der halbadligen Ann Rothermere verband ihn eine *Amour fou*; die beiden liebten es etwa, sich gegenseitig auszupeitschen. Die Beziehung blieb so lange prekär stabil, wie Anne mit ihrem Lord verheiratet war. Nachdem sie einen Sohn von Fleming er-

wartete, kam es zur Scheidung vom Lord und danach zur Heirat mit Fleming. Die beiden Neurotiker Ann und Ian litten später unter einer jahrelangen Ehehölle; der Sohn nahm sich das Leben. Biograf Parker beschreibt anschaulich, wie fürchterlich das Dasein in einem exotischen Inselparadies sein kann.

Vor allem hasste Ann die 007-Bücher ihres Ehemanns, die sie als Trivilliteratur las, ohne die versteckte Ironie darin zu erkennen. Sie missgönnte Fleming die Popularität, die ihm seine Bücher brachten. Er verkaufte die Romane in den 1960ern millionenfach. Heute

sind die Auflagen allerdings selbst im englischsprachigen Raum zurückgegangen; die Filme haben den Büchern das Publikum gestohlen.

Laut Parker war Fleming ein politisch denkender Mensch, auch wenn seine Romane vordergründig auf Unterhaltung setzen. Er kämpfte in der Öffentlichkeit unermüdlich gegen das Ende des Empire, das er als Garant für den Weltfrieden sah. In seinen Romanen und Filmen sind die Gerechten stets die Briten. Die Übeltäter sind Ausländer, vornehmlich aus dem Osten, was dem Kalten Krieg geschuldet war. Auch die «Krauts» und die «Japsen» waren ihm zuwider; er schuldete das seiner Geheimdienstvergangenheit. Am meisten hasste er jedoch französische Gewerkschafter, wie sie das Scheusal «Funktionär Mathis» verkörpert, dessen elsässisches Syndikat in «Casino Royale» als «eine wichtige fünfte Kolonne für den Fall eines Krieges mit den Roten» daherkommt. Kritische Geister mögen Fleming heute britisch-imperiale Überheblichkeit vorwerfen, zumal er gegenüber den Einheimischen auf Jamaika stets ein patriarchales Verhalten zeigte. Für ihn war die ungleiche Rollenverteilung zwischen Weissen und Farbigen auf ewig fixiert.

Ian Fleming liebte die augenzwinkernde Übertreibung, dafür war ihm die sorgfältige politische Analyse zuwider: «Geschichte besteht nur aus Gewalt und Sex», sagte er etwa in einem Radiointerview und hatte am andern Tag die Schlagzeilen des Boulevards auf sicher.

Wodka aus Kartoffeln

Ian Fleming war ein störrischer, einsamer Mensch, zumindest wenn man Biograf Parker glauben darf. Dieser unterstellt ihm sogar eine Neigung zum Sadismus, was etwa in den Folterszenen seines ersten Romans, «Casino Royale», deutlich wird und in der Filmversion zu behördlicher Zensur führte. Nachvollziehbar ist auch, dass Fleming mit seinen Drinks tagsüber und der täglichen Ration von rund fünfzig Zigaretten seinen frühzeitigen Tod provozierte. Fleming liebte den Hedonismus. Seine Bösewichte sind grösstenteils abstinent.

Selbst beim Trinken verschmolz bei ihm indes das wirkliche Leben mit dem fiktionalen. So ist die Episode verbürgt, dass sich Fleming bei einem Barmann beschwerte, dass sein Drink einen Wodka aus Kartoffeln enthalte und keinen aus Weizen. Ganz im Stil von: «Den Martini geschüttelt, nicht gerührt.»



Matthew Parker: Goldeneye. Ian Fleming und Jamaika. Septime. 504 S., Fr. 41.90

Die Tassen meiner Kindheit

Den ersten Flug nach Hause verpassten wir. Schliesslich klappte es mit dem Besuch bei meinen Eltern doch noch. Zum ersten Mal nach Jahren war ich wieder dort, wo ich aufgewachsen war. Es schnürte mir hoffnungslos die Kehle zu. *Von Anna Bischoff und Lucia Götz (Illustrationen)*

Ist eine Ewigkeit her, vierzehn Jahre, mein Viertelleben, dass ich hier mal war: zu Hause. Bei meinen Eltern, Mutter und Stiefvater, Drei-Zimmer-Eigentumswohnung am Rand einer Kleinstadt im Weserbergland. Noch länger her, dass ich hier zu Hause war. Als wir hier einzogen, diese beiden und ich, war ich acht, und hinter den Häusern gab's nichts als Wald. Und Felder, über die ich im Herbst mit dem Schäfer, seiner Herde und den drei Hunden zog. Jetzt bin ich 52, der Schäfer, die Schafe und Hunde sind lange tot, und die Felder gleich hinter den Häusern sind keine Felder mehr. Nur noch Reihen von schmucken Häusern und schmale Gärten. Draussen ist nichts, wie es damals war. Drinnen aber ist alles picobello. In bester Ordnung. Drinnen sind alle und alles wie immer. Oder doch fast.

Das Edelweiss, das meine Mutter einst auf dem Grossglockner gefunden hat, steht getrocknet, gepresst, gerahmt an seinem Platz in dem offenen Fach der Schrankwand. Nur die gerahmten Bilder der Toten in der Vitrine sind neu. Als ich zuletzt hier war, waren die Porträtierten noch nicht tot. Der Auerhahn auf dem Zinnteller an der Esszimmerwand schwingt sich reglos in unerreichbare Höhen. Die Stereoanlage, deren Benutzung mir streng untersagt war, steht in ihrem Rollenschrank in der gewohnten Ecke. Wir sitzen auf derselben Eckbank, am selben Tisch, an dem wir vor vierzig Jahren schon unsere Mahlzeiten einnahmen. Mutter und der Stiefvater. Und ich. Keiner von uns sprach ein Wort. Das war Gesetz. Selbst die Tassen und Teller sind noch dieselben. Ich denke: «Nichts geht hier jemals erkennbar zu Bruch.»

«Wildschweine!»

Um ein Haar wäre ich doch wieder nicht gekommen. Den ersten Flug hatten wir, meine beiden erwachsenen Töchter, meine Enkelin und ich, verpasst. Es war keine Absicht. Meine ältere Tochter weinte. Und ich? Fühlte mich nur im ersten Moment erleichtert. Ich bin seit so langer Zeit so weit von meinen Eltern weg. Ich habe so viele Kilometer und ein Land zwischen uns gebracht. Ich fürchtete, diese so schmerzhaft erkämpfte Distanz zu gefährden. «Warum fährst du überhaupt?», fragte ein Freund, als ich den neuen Flug buchte. «Weil ich will», sagte ich. «Ich habe meine Eltern ewig nicht gesehen.» Zuletzt vor vier Jahren, als sie auf einer Rundreise durch mein neues Land waren. Und davor vor sechs Jahren, als sie

eine Busreise in einen anderen Teil des Landes machten. Sie besuchten uns, die Kinder und mich, praktisch «nebenbei». Das war schmerzlich. Weil sicher das Beste. «Ich glaube, es gibt nicht mehr viele Gelegenheiten, sie zu sehen», sagte ich. Der Freund war überrascht, dass mich das bekümmerte. Mich überraschte seine Überraschung. «Na ja, bei der Beziehung, die du mit deinen Eltern hast», brummte er verständnislos. «Eben darum!», sagte ich böse.

Zu Hause sein, was heisst das? Dass du aus Tassen trinkst, aus denen du schon als Kind getrunken hast? Dass du dich mit Handtüchern abtrocknest, mit denen du dich schon als Kind abgetrocknet hast? Dass du weisst, egal, wie sehr du nach dem Duschen die Fliesen wiennerst, wie verzweifelt du die Seifenreste aus der Duschwanne schrubbst und wie penibel du deine Haare aus dem Ablaufsieb klaubst: Du kriegst diese verfluchte Dusche nie sauber genug. Sie finden immer noch deine Spuren. «Ich

hasse das!», hatte mein Stiefvater früher gezischt. Daumen und Zeigefinger zusammengepresst anklagend erhoben. Dazwischen klemmte eines meiner Haare. «Tut mir leid, wenn's nicht reicht», sage ich erschöpft und vorsorglich zu meinen Eltern am Frühstückstisch. «Ich habe mein Bestes getan.» Meine Mutter schnaubt freundlich: «Ach, ich bitte dich, lass doch.» Als sei ihnen das neuerdings egal. Aber dann kommt es doch, weil irgendwas immer kommt. Weil alles genau wie vor vierzig Jahren ist. Und ich zu Hause bin. «Der Papa macht das schon.»

Hinter all den neuen Häusern ist der Wald noch da. Mein Glücksort, damals schon. Ich verbrachte Stunden und Tage hier. Allein, ohne jemals einsam zu sein. Eigentlich ist es kein Wald, eher ein grosser, halbwilder Park, mit alten Eichen, Buchen, Obstbäumen, Buschwerk und schmalen Wegen. Er fängt rechts von den alten Häusern an und zieht sich an den neuen



Der Auerhahn in unerreichbaren Höhen.



Vielleicht ist es auch Verzweiflung.

vorbei, einen Hügel hinauf, auf dem ich in jedem Frühjahr nach dem Schäferkarren Ausschau hielt. Hinter den Apfelbäumen links und rechts des Wegs, von denen keiner mehr erntet, und dem dichten Buschwerk, das keiner schneidet, sind die neuen Häuser kaum erkennbar. Wenn man nicht hinsieht, ist alles wie früher. Ist das nicht ein Trost? Meine Töchter und die Enkeltochter sind von meinem Kinderparadies

Mein Stiefvater steht jeden Morgen lange vor uns auf und holt frische Brötchen.

und den vielen kostenlosen Äpfeln, die tatsächlich wie Äpfel schmecken, kurzfristig begeistert. «Wildschweine!», rufe ich, als ich die zwischen dem Fallobst aufgewühlte Erde am Wegrand sehe. Meine Enkelin beginnt zu schreien. «Warum bin ich nur gekommen!», schluchzt das Kind. «Ich werde sterben! Wir werden alle sterben!» Ich sage: «Stimmt.» Das Kind schluchzt lauter. «Aber nicht jetzt», sage ich. Es hilft nichts. Die Endlichkeit hat mich plötzlich auch hier am Wickel. In der Drei-Zimmer-Wohnung warten, wie es immer war, meine Eltern. «Wie lange noch?», denke ich. Und ich würde dem allem gern wieder mal entfliehen. Nur weiss ich nicht mehr, wohin.

Mein Stiefvater steht jeden Morgen lange vor uns auf und holt frische Brötchen. Und Mett, das es dort, wo wir leben, nicht gibt. Jeden Morgen, wenn wir endlich aufstehen, kurz nach acht, ist der Tisch schon gedeckt, komplett mit Brötchen, Mett, Kaffee – und meine Eltern sitzen wartend da. Der Hals wird mir ein bisschen eng, wenn ich meinem sich so bemühenden Stiefvater zusehe. Er ist noch gut zu Fuss für Ende siebzig. Er sieht nur plötzlich so verflucht verletzlich aus. Einsam. Das ist nicht der Mann, den ich in ihm sah, als er in mein Leben trat: ein unnahbarer Fremder, der jetzt «Papa» war. Der einen unbestimmten, unvorhersehbaren Groll in sich trug, den ich meine Kindheit lang und noch lange danach fürchtete. Ein Teil von mir fürchtet ihn noch immer. Der Teil, der weiss, wie schnell die Stimmung umschlagen kann. Bei ihm. Und bei meiner Mutter. Dieser Teil ist stets auf der Hut. Es ist der Teil von mir, in den eingefleischt ist, dass, sobald ich mir die Nachlässigkeit gestatte, zu vertrauen, eine Hölle losbricht.

Und plötzlich frage ich mich, ob dieser alte, einsame Mann, der die Brötchen auf den Tisch stellt, jetzt wirklich ein anderer ist. Oder ob er schon immer dieser Mann war. Und ich ihn nur erstmals sehe. So richtig. Und gleich darauf fällt es mir schwer zu atmen, vor lauter Traurigkeit. Darum nehme ich ihn nicht in

den Arm. Ich schäme mich nur dafür. Ich tröste mich dürftig mit dem Gedanken, dass er den Mangel an echter, an aufrichtiger Zuneigung zwischen uns sicher nicht bemerkt. Gefühle zulassen und sich so verwundbar machen ist nicht «unsere» Art. Das heisst: Es ist nicht die Art meines Stiefvaters und nicht die Art meiner Mutter. Und damit, so haben sie's bestimmt, auch nicht meine. So funktioniert bei ihnen «wir». Und «uns». So funktioniert bei «uns» Familie.

Und dann fühle ich mich gemein

Seit meine Mutter ein Smartphone hat, verschickt sie Videoclips mit Küken, Pinguinen und Häschen, die in die Hände klatschen, auf und ab hüpfen, an Blumen schnuppern, Herzchen versprühen und Spruchbänder entfalten, auf denen steht: «Ich hab dich lieb!» Jedes Mal, wenn so ein «Hab dich lieb»-Häschen über Whatsapp bei mir angehüpft kommt, habe ich Lust zu weinen. Ich glaube, vor Wut. Vielleicht ist es aber auch Verzweiflung. Die beiden sind manchmal schwer voneinander zu trennen. Ich würde dann gern meine Mutter anrufen und sagen: «Schick mir doch nicht diesen billigen Scheiss.» Sondern ...! Und dann fühle ich mich gemein und gnadenlos und ein bisschen lächerlich, weil ich das denke. Weil ich wie ein trotziges Kind darauf bestehen will (also bitte, ist es ein Wunder, dass ich in ihren Augen niemals erwachsen geworden bin?!), dass sie mir wahre Gefühle zeigt. Statt so ein Nullachtfünfzehn-Knopfdruck-Gefühlssurrogat zu schicken. Was soll das? Was will ich denn noch von ihr? So hat sie es früher, als ich noch nicht ganz und gar aufgegeben hatte, immer gesagt: «Was will du denn noch von mir!» Die halbe Welt, mindestens, ist mit Häschen-«Hab dich lieb»-Videos zufrieden. Wofür sind die sonst da?

«Das wird dir alles noch mal furchtbar leidtun!», hat meine Mutter auch oft gesagt. Der Satz hatte einen zweiten Teil. Einen Teil, der mit «wenn ...» begann. Und der umso bedrohlicher war, weil sie ihn niemals aussprach. Ich denke: «Von wegen! Es tut mir jetzt schon leid. Und ich finde es ziemlich gemein, dass ich damit offenbar die Einzige von uns dreien bin.»

Meine Eltern erzählen viel. Eigentlich ununterbrochen. Die Geschichten, die mich betreffen, kenne ich alle schon. Tausendmal gehört. Es sind allesamt Kindergeschichten. In ihnen bin ich sechs, zehn, maximal zwölf Jahre alt. Mit zwölf, maximal, muss ich irgendwie aufgehört haben zu sein. Vielleicht war ich auch einfach nur kein Geschichtenmaterial mehr. Oder ich taugte nicht mehr für die Art Geschichten, die man gern über ein halbes Jahrhundert erzählt: wie ich (mit fünf) meinen Opa bat, an der Hand zu beten, die mir aus dem Grabe wuchs, weil ich nach meiner Mutter geschlagen hatte. Wie ich (mit zehn) im Watt über Stunden einer Muschel beim



Seite an Seite. Zerbrechlich.

Sichvergraben zusah. Wie ich (mit zehn, elf, schliesslich mit zwölf), nachmittagelang, mit dem Schäfer, seiner Herde und den Hunden über die Wiesen und Felder zog und meine Eltern zwar wussten, dass ich mit dem unterwegs war. Aber nie, wo.

Diese anderen

Es schien sie, die unter meinen Schulfreunden und deren Eltern legendär waren für ihre Strenge, nicht zu besorgen. Damals wunderte mich das nicht. Wenn der Abend einbrach, schickte der Schäfer mich mit meinem Lieblingshund vor zum Wäldchen, damit ich das Schafgehege mit Stroh einstreute. Einmal kam ich abends heim, stank nach Hund, und meine neue Strickjacke war von der Einstreuerei über und über gespickt mit Gerstenstroh-Angeln. Sie war nicht zu retten. Meine Eltern liessen mich nie wieder mit dem Schäfer ziehen. In ihrer Vorstellung muss das das Schlimmste gewesen sein, was mir, fernab unterwegs mit einem fremden Mann, passieren konnte: dass ich meine Strickjacke ruinierte. Ich will nicht klagen. Ihr Desinteresse bescherte mir ein paar Stunden des Verschnaudens.

Lieber, als die immergleichen Kindergeschichten zu erzählen, regen sich meine Eltern auf. Sie wüten begeistert über den Zu-

stand der Welt im Allgemeinen und über Freunde, Nachbarn, Bekannte, die ich nicht kenne. Der Kern dieser Elterngeschichten war schon immer derselbe: Diese anderen sind so nachlässig, inkompetent oder komplett blö-

«Und deine Kinder sind auch nicht das Gelbe vom Ei!»

de, dass meine Eltern es gar nicht begreifen können! Was immer diese anderen angefangen oder zu Ende gebracht haben: Meine Eltern hätten oder haben es schlauer angefangen und gewissenhafter erledigt. Sie können es besser. Meine Eltern sind «ordentliche Leute». Davon gibt es nicht viele. Eigentlich gibt es überhaupt keine Leute, die so ordentlich sind wie meine Eltern. Das ist nicht erst so, seit sie alt sind. Keiner kann und konnte ihnen jemals das Wasser reichen. Zu ihren Standardgeschichten aus meiner Kindheit gehört, wie wir mal am Steinhuder Meer in einer Gaststätte sassen und ich, gerade sechs Jahre alt, mich benahm, «wie sich das gehört». Derweil die Kinder der anderen Paare über Tische und Bänke gingen. «Ein älteres Ehepaar konnte gar nicht fassen, wie still sitzen und ordent-

lich essen so ein kleines Kind kann. Die haben uns sehr gelobt.»

Später erzähle ich meinem jüngsten Sohn von seinen stolzen Grosseltern. Möglich, dass ich dabei etwas bitter klinge. Mein Sohn ist 21. Er lacht. Er ruft mit Fernseh-Werbespot-Stimme: «Und sehen Sie, all das gegen den kleinen Preis, ein Kind früh und dann über Jahrzehnte Terror und Angst erleiden zu lassen!» Wir lachen beide. «Und deine Kinder sind auch nicht das Gelbe vom Ei!», hat mein Stiefvater mal zu mir gesagt. Er meinte nicht «auch» im Sinne von «genau wie die Kinder anderer Paare». Er meinte «auch» im Sinne von «genau wie du». Ich denke: «Ab irgendeinem Zeitpunkt muss die beispielhafte Erziehung meiner Eltern an mir dann doch verlorengegangen sein.» Das tut mir leid. Ich nehme an, es war ab der Zeit, ab der ich in ihrer Erinnerung und in ihren Erzählungen nicht mehr existiere.

«Und dann fahre ich heim»

Ich weiss, dass ich zwischen den Eltern-Erzählungen nicht zu Wort käme, selbst wenn ich es versuchte. Das ist nicht erst so, seit meine Eltern alt sind. Einmal, es ist zehn oder fünfzehn Jahre her, als mich eine erste Ahnung überkam, führte ich eine Testreihe mit ihnen durch. Natürlich ohne ihr Wissen. Immer, wenn sich eine dünne Gelegenheit ergab, begann ich kurz zu erzählen. Und brach dann mitten im Satz ab. Es fiel niemandem auf. Ich versuche, mich zu erinnern, wie lange wir unsere Beziehung schon nach diesen, nach ihren Regeln führen. Ich glaube, es ist fair, zu sagen: schon immer. Ich hielt es nur für normal. Meine Töchter finden es nicht normal. Ihnen fällt auf, dass die begeistert aus ihrem Leben erzählenden Grosseltern nach unseren Leben nicht fragen. Dass sie ihre Nachfragen, wenn überhaupt, als (meist wenig schmeichelhafte) Vermutungen formulieren, die sie von uns bestätigt haben wollen. Wenn wir das nicht können, bestätigen sie sich ihre Vermutungen selbst. Meine jüngere Tochter sagte am Abend zu mir: «Ich erzähle nichts mehr. Ich höre mir das nur noch alles an. Und dann fahre ich heim.» Auf den Fotos, die ich von meinen Eltern und Töchtern mache, sehe ich ihnen die Sprachlosigkeit schmerzlich an. «Schade», denke ich. «Wir sind Fremde, die hier Familie spielen. Noch um kurz vor zwölf.» – «Was willst du denn noch von uns!» Ich denke: «Am besten wohl nichts mehr.» Ich weiss uns nicht anders zu helfen.

«Tja. Das musstest du wohl alles einfach noch einmal sehen», vermutet der Freund, als ich ihm später von dem Besuch erzähle. Mag sein. Ein Psychologe hätte es sicher nicht anders gesagt. «Immerhin», sagt der Freund, «du hast es überstanden.» Ich sage nichts. Ich denke an meine Eltern. Wie sie beim Abschied da auf dem Parkplatz vor ihrer Drei-Zimmer-Welt standen und winkten. Seite an Seite. Zerbrechlich. Und es schnürte mir hoffnungslos die Kehle zu, uns alle drei so verflucht einsam zu sehen.



Gourmet-Spezial im Hotel Hof Weissbad

Wohlfühloase im Appenzellerland

Gönnen Sie sich eine Auszeit im wunderschönen Appenzellerland. Das frisch renovierte Hotel Hof Weissbad verwöhnt Sie nach allen Regeln der Kunst: mit seiner mit 16 Gault-Millau-Punkten ausgezeichneten Spitzenküche und einem einzigartigen Wohlfühlangebot. Der perfekte Ort zum Entspannen, Erleben und Geniessen.

Schweizer Qualität, urchige Traditionen und ursprüngliche Natur: Am Fuss des Säntis empfängt Sie das innovative Hotel Hof Weissbad mit erstklassigem Komfort und persönlicher Betreuung. Die 87 komplett umgebauten Zimmer und Suiten – ausgestattet mit Textilien der St. Galler Traditionsfirma Schlaepfer, einem Dusch-WC und mit einer traumhaften Aussicht auf den Alpstein – lassen keine Wünsche offen. Um das kulinarische Wohl kümmert sich die international prämierte Küchenchefin Käthi Fässler. An einem der beiden Abende wählen Sie ein Vier-Gänge-Menü aus achtzehn verschiedenen Gerichten; geniessen Sie ein Gourmet-Menü der absoluten Spitzenklasse. Der Wellnessbereich bietet ein umfangreiches Angebot mit Quellwasser im Innen- und Aussenbad, Saunalandschaft, Fitness, Gymnastik, Massagen und Kosmetik. Ruhe erleben Sie im weit-

läufigen Hotelpark mit Wald, Wiesen, Bach und Kräutergarten.

Die einmalige Landschaft erkunden Sie mit einem kostenlosen Flyer-E-Bike oder Mountainbike, beim Wandern oder auf einer Schneeschuh-tour rund um den Säntis oder im Alpstein. Mit der Ferienkarte sind Fahrten mit den Appenzeller Bahnen, den drei Luftseilbahnen und Museumseintritte gratis.



Platin-Club-Spezialangebot

Gourmet-Spezial im Hotel Hof Weissbad

Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet
- 2 Abendessen (Halbpension)
- 1 Gourmet-Menü inkl. offerierte Getränke
- 1 Behandlung im Wellnessbereich
- Freier Eintritt im Bade-, Sauna- und Wellnessbereich
- Täglich wechselndes Aktivitäten-Programm
- Appenzeller Ferienkarte

Spezialpreis pro Person:

Im Einzelzimmer: Fr. 990.– (statt 1136.–)
Im Doppelzimmer: Fr. 890.– (statt 1061.–)

Buchung:

Ab sofort bis Ende März 2019
(ausgenommen Weihnachten/Neujahr)
Reservieren sie ihr Angebot unter
Tel. 071 798 80 80. Bitte Kennwort «Weltwoche»
angeben

Veranstalter:

Hotel Hof Weissbad, Im Park 1, 9057 Weissbad
www.hofweissbad.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Die Bibel

Was bringt's?

Von Peter Ruch

Nichtig und flüchtig, sprach Kohelet, nichtig und flüchtig, alles ist nichtig. Welchen Gewinn hat der Mensch von seiner ganzen Mühe und Arbeit unter der Sonne? (Kohelet 1,2–3). Die Themen des Kohelet (auch «Prediger» genannt) muten modern an, und doch kann seine Rede-weise verwirren. Dass alles nichtig und flüchtig sei, wird am Ende des Buches wiederholt. Am Anfang schafft die Aussage keine Klarheit. Ist der einzelne Mensch nichtig und flüchtig, oder ist es gleich die ganze Welt? Als Teilhaber der modernen Zivilisation werden wir hellhörig bei der Frage nach dem Gewinn unserer Bemühungen. Und wer wüsste keine Antworten? Die Erträge der generationenlangen menschlichen Anstrengungen sind Wohlstand und Komfort, schöne Häuser und Autos, öffentliche Infrastrukturen, feine Kleider, tolle Reisen und ein langes Leben. Im Unterton des Predigers klingt freilich an, dass alles vergänglich ist, auch wenn er es nicht als sinnlos abtut. *Unter der Sonne* rückt dann das Ganze in einen Horizont, der die Perspektive des Individuums erschüttert. Und später, in Vers 11, setzt er noch einen drauf mit dem Hinweis, dass man sich bald nicht mehr an die Früheren erinnern wird. Der Prediger will Zweifel wecken, ob das rastlose Rennen angemessen ist, ob die Prioritäten richtig gesetzt sind. Klarheit entsteht in diesem Präludium nicht, und auch von Gott ist noch keine Rede.

Die Relativierung unseres Blickwinkels hat etwas Demütigendes. Was nützen Fleiss, Begabung und Erfolg, wenn es am Ende *nichts Neues unter der Sonne* gibt (Vers 9)? Zugleich fliessen hier Trost und Gelassenheit ein. Weder die Bewunderung der Gegenwart als beispiellose Glanznummer noch ihre Verachtung als Niedergang treffen zu. Der Rückzug aus aufgekratzten Alarmstimmungen und einfältigen Glückserwartungen tut unserer Seele gut. Er macht uns frei für die Entdeckung verborgener Wahrheiten. Sie liegen näher, als wir denken: *Gott hat den Menschen recht gemacht, sie aber suchten grosse Erkenntnisse* (Kohelet 7,29).

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Sturz ins Abenteuer: Motti Wolkenbruch (Joel Basman), Laura (Noémie Schmidt).

Kino

Don Quijote und die Ehe-Windmühle

Endlich wieder mal eine Schweizer Komödie, die ein grosses Vergnügen ist: «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse». Von Wolfram Knorr

Das rigide Glaubens- und Verhaltenssystem von Mordechai «Motti» Wolkenbruch erhält einen abrupten Riss, als der 25-jährige Student der Ökonomie im Hörsaal der Uni Zürich eine Kommilitonin entdeckt, die ihm so märchenhaft erscheint wie Alice, die gerade dem Kaninchenbau entstieg ist. Eine wunderbare, knackig-kecke Schönheit! Und als sie auch noch an einem anderen Tag flatterfrisch wie ein bunter Schmetterling neben ihm landet, sich als Laura (Noémie Schmidt) vorstellt und mit ihm zu flirten beginnt, weiss Motti (Joel Basman), schmal, schmächtig, mit altmodischer Blechbrille, nicht mehr ein noch aus: Macht sie sich lustig, oder hat sie Interesse an ihm, dem orthodoxen Juden? Stehen die eigentlich nicht immer rechts vom Komma, wo ein solches Klasseweib wie Laura niemals steht? Und so laviert er herum und erstarrt wie ein hypnotisiertes Karnickel vor seinem eigenen Spiegelbild. Als sie sich mit ihm auch noch verabredet und er natürlich begeistert zusagt, hat sich für ihn der Riss vergrössert, so, dass er durch kann, in die wundersam verlockende Welt des Laissez-faire, der grossen bunten Freiheit. Laura wird zum Lösungsmittel für den Verhaltenskitt der jüdischen Orthodoxie, an dem Motti klebt.

Er ist der liebenswert verknorzte Held der hinreissenden Komödie «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» von Michael Steiner («Mein Name ist Eugen»), nach dem gleichnamigen Roman von Thomas Meyer, der auch das Drehbuch schrieb. Im Strampeln um ein wenig Eigenständigkeit wird allerdings Motti von der traditionsstrengen Mame Wolkenbruch (Inge Maux) regelmässig flachgebügelt. Diese will ihren Sohn, bevor er möglichen Sirenenklängen erliegen könnte, der kulturellen Zwingburg erhalten; und das gelingt am besten, wenn sie ihn an die Ehe kettet und ihn deshalb dem *Schiddech* unterzieht, der Verkup-



Motti mit Mame Wolkenbruch (Inge Maux).

pelung. Doch die heiratswilligen Junghennen, die Mama Wolkenbruch regelmässig anschleppt und anpreist, versetzen ihn in einen Don-Quijote-Kampf gegen die mütterliche Ehe-Windmühle. «Der *jid*», seufzt er mal, «wandelt sein ganzes Leben lang auf einem scharf gezogenen Pfad», von der Beschneidung bis zur «Einbündelung der Seele ins Bündel des ewigen Lebens». Aus dieser Tretmühle will er raus, und Laura ist gewissermassen der Feenstaub, der ihn vom Traditionspfad lockt.

Wie aber das der Mama verklickern, ohne einen Seelentsunami bei ihr auszulösen, der auch ihn mitreissen könnte? Der Vater (Udo Samel), ein in seiner Wampe ruhender Gemütsmensch, der seinen Filius zu durchschauen scheint, wagt es nicht, seiner Frau zu widersprechen. Auch die Hilfe des Rabbi wirkt sich eher gegenteilig aus: Er rät, den Sohnmann für eine gewisse Zeit nach Tel Aviv zu schicken. Brav reist dieser dorthin und landet in einer besonders freiheitlichen Familie, die sich Yoga und Chakra-Gesumse verschrieben hat. Ein Sündenpfuhl! Für Motti eine Offenbarung. Endlich kann er seine Hörner abstossen. Wieder zurück in Zürich, hat er an Selbstbewusstsein zwar gewonnen, die Mama aber, die, als Motti ihr Laura vorstellt, «Eine Schicksel!» kreischt und sich in mitleidheischende Ohnmacht absetzt, in den galoppierenden Irrsinn getrieben.

Woody-allensche Grösse

«Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» ist eine gelungene Mischung aus *culture clash* und ironischer Würdigung der jüdischen Mama. In «Oedipus Wrecks», dem Woody-Allen-Beitrag aus dem Episodenfilm «New York Stories» (1989), träumt der Held, ein von der Mama ewig gedeckelter Ödipussi, diese loszuwerden. Im Variété gelingt's. Sie wird auf die Bühne geholt, von Schwertern zersäbelt und verschwindet. Leider nicht für lange: Bald erscheint sie als gigantisches Über-Ich am Himmel, um ihn, für jeden hör- und sichtbar, als Bettnässer zu demütigen. Die jüdische Mutter als Dreh- und Angelpunkt der Familie wird in zahlreichen Geschichten und Witzen verewigt; auch Thomas Meyer und Michael Steiner überzeichnen sie natürlich, setzen sie aber nie dem Spott aus.

In ihrer Mischung aus gemütswärmender Familienglücke und traditionsrabiater Planieraupe gewinnt die jüdische Mama, dank Inge Maux, woody-allensche Grösse. Joel Basman als Motti, halb mausgraues Muttersöhnchen, halb bockiger Underdog, steht flatternd wie ein Kolibri in der Luft, als wüsste er nicht, wohin, und Noémie Schmidt als Laura schillert facettenreich wie eine Discokugel – Nympe und Szenegirl zugleich, das sich so schnell verflüchtigt wie ein Vogel aus einem offenen Käfig. «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» ist eine unsentimentale, höchst witzige Bildungsreise ei-

nes träumenden Odysseus, dem zwar das Herz vor Begierde schwillt, wenn er sich ins Abenteuer stürzt, der aber zugleich sein Zuhause nicht verlieren will. ★★★★★

Weitere Premierieren

Halloween — Ein Meilenstein der Horror-Klassik, auch der Spannung. Das entfesselte bis zu sieben Nachfolgefilme, von denen keiner ans Original heranreichte. Jetzt hat man's wieder versucht mit einem Sequel, das ans Original anknüpft. Jamie Lee Curtis (als Oma) ist wieder dabei, doch Regisseur David Gordon Green scheint Brutalität für spannend zu halten, zeigt aber nur dumpfe Abschlachtere. Zuweilen ist der Film auch noch unfreiwillig komisch. ★★☆☆☆



Mit *Esprit*: «Plaire, aimer et courir vite».

Plaire, aimer et courir vite — Ein Student aus Rennes und ein Schriftsteller aus Paris lernen sich im Paris der frühen 1990er Jahre kennen und lieben. Es ist die Zeit, in der Aids den homosexuellen Jugendlichen ihre Unbeschwertheit nimmt. Christophe Honoré («La belle personne») erzählt mit *Esprit* und Melancholie und autobiografischen Bezügen von der Epoche, aber zuweilen auch langweilig. Zwar verneigt sich Honoré vor François Truffaut, besitzt jedoch nicht dessen Einfallsreichtum. ★★☆☆☆

Knorrs Liste

1	Dogman Regie: Matteo Garrone	★★★★★
2	Children Act Regie: Richard Eyre	★★★★★
3	The Guilty Regie: Gustav Möller	★★★★☆
4	Der Vorname Regie: Sönke Wortmann	★★★★☆
5	Girl Regie: Lukas Dhont	★★★★☆
6	Fahrenheit 11/9 Regie: Michael Moore	★★★★☆
7	Der Läufer Regie: Hannes Baumgartner	★★★★☆
8	A Star Is Born Regie: Bradley Cooper	★★★★☆
9	Das schönste Mädchen... Regie: Aron Lehmann	★★★★☆
10	BlacKkKlansman Regie: Spike Lee	★★★☆☆

Jazz

Der Fremde von nebenan

Von Peter Rüedi

Frage an Radio Eriwan: «Ist es denkbar, dass der Trompeter Till Brönner im Katalog des auf Jazz-Avantgarde spezialisierten Labels Intakt auftaucht?» Antwort: «Im Prinzip nein, es sei denn in Gesellschaft seines gelegentlichen Partners, des Schlagzeugers Günter «Baby» Sommer.» Dessen *nickname* mag Jazz-Novizen in die Irre führen. Sommer ist von den beiden mit Jahrgang 1943 der Veteran (gegenüber Brönner mit Jahrgang 1971), mit den Worten des in den *liner notes* zitierten israelischen Journalisten: der «Doyen of Teutonic percussion berserkers». Allein, nicht nur verdankt Sommer seinen Übernamen der Schlagzeuglegende Warren «Baby» Dodds, einem Pionier aus den Urzeiten des Jazz in den Tagen von New Orleans. Er passt auch nicht ins Klischee eines blindwütigen teutonischen Free Jazzers aus der Kaputtspielphase der deutschen (genauer: ostdeutschen) Free-Periode. Er konnte zwar, etwa in Gesellschaft von Ernst-Ludwig Petrowsky oder Peter Brötzmann, enorme perkussive Stürme entfalten, war aber immer auch ein feinsinniger, mit subtileren Traditionen vertrauter Drummer. Dennoch ist seine Partnerschaft mit Brönner überraschend.

Der Trompeter und Flügelhornist kommt «jazzideologisch» gesehen aus der scheinbar radikal entgegengesetzten Ecke. Nicht nur Hardcore-Free-Jazzern gilt er als Weichzeichner-Trompeter mit einer starken Schlagseite in Richtung kommerzieller Kompromisse; seine stilistische Verwandtschaft, so scheint es, lässt sich eher im Umfeld von Chet Baker als in dem von Sommers einstigem Partner Wadada Leo Smith ausmachen. Wie so oft sind allerdings die Idiosynkrasien der jeweiligen Gefolgschaften schwerer zu überwinden als die der Musiker selbst, mehr noch: Der interstilistische Dialog erweist sich in diesem wie in anderen Fällen als besonders fruchtbar. Einmal abgesehen von der grundsätzlichen Kühnheit der Duo-Kombination eines Trompeters mit einem Schlagzeuger, überraschen hier beide Beteiligten durch ihre voraussetzungslose Offenheit, Sommer durch intelligenten Strukturalismus, Brönner durch Wagemut und brillante Selbstentfesselungen. Nichts für Schubladenhörer.



Günter Baby Sommer:
Baby's Party. Guest: Till Brönner.
Intakt CD 303

Das schwarze Schaf

Clare Sheridan reiste 1920 in besonderer Mission nach Russland. Die Cousine Churchills sollte Skulpturen von Revolutionären wie Lenin und Trotzki anfertigen. Als Vertreterin der freien Liebe verdrehte sie ihren Sujets den Kopf, und bald kursierten in Moskau wilde Gerüchte. *Von Giles Milton*

Es war fast Mitternacht, und in den meisten Büros waren die Lichter gelöscht worden. Die Sekretärinnen und Sachbearbeiter waren längst gegangen und in ihre Wohnungen in den Vorstädten von Moskau zurückgekehrt.

Leo Trotzki war als Einziger in seinem Büro geblieben, konzentrierte sich allerdings nicht mehr auf seine Arbeit als Führer der Roten Armee. Seine Gedanken galten einzig der Frau, die ihm gegenüber sass. Mit ihren riesigen Augen und den hohen Backenknochen sah sie typisch slawisch aus, doch an Clare Sheridan war nichts Russisches. Sie war halb Engländerin, halb Amerikanerin. Die begabte Bildhauerin war nach Moskau gekommen, um eine Reihe wichtiger Auftragsarbeiten auszuführen.

Ihre Reise im Herbst 1920 weckte sofort das Interesse des britischen Inlandsgeheimdienstes MI5. Russland war eine feindliche Macht, und die britische Regierung suchte Reisen dorthin zu verhindern. Viele im Geheimdienst befürchteten, Clare Sheridan sympathisiere mit der neuen kommunistischen Regierung.

Es gab aber einen zwingenderen Grund für die Besorgnis der MI5-Leute: Sheridan war eine Cousine ersten Grades von Winston Churchill. (Ihre Mutter, Clarita Jerome, war die Schwester von Churchills Mutter, Jeanette Jerome.) Deswegen könnte sich ihre Reise extrem schädlich auswirken. Churchill war der lautstärkste Vertreter eines militärischen Schlags gegen Russland und hatte in zahllosen Reden seinen tiefen Hass auf die Bolschewiken geäussert.

«Von allen Tyranneien», sagte er, «ist die bolschewistische Tyrannei die schlimmste, destruktivste und entwürdigendste.»

Clare Sheridan hatte nichts getan, um ihre Reise nach Moskau zu verheimlichen, aber sie hatte auch niemandem erzählt, dass sie den Auftrag habe, Skulpturen von einigen der führenden Köpfe der Revolutionsregierung wie Lenin, Trotzki, Dserschinski und Kamenew anzufertigen.

Trotzki hatte sich zunächst geweigert, für eine Cousine des verhassten Winston



«Sie liebken mich mit Werkzeugen aus Stahl.»

Churchill Modell zu sitzen, doch nach der Begegnung mit Sheridan hatte er sich eines anderen besonnen. Als sie mit ihrem Greifzirkel seinen Kopf vermass, blitzte er sie an und sagte: «Sie liebken mich mit Werkzeugen aus Stahl.»

Sheridan besuchte Trotzki abends, wenn das Ministerium verlassen war. Schon bald hatte sie ihn völlig in ihren Bann gezogen. «Auch wenn Sie auf die Zähne beißen und mit Ihrer Arbeit ringen, bleiben Sie eine Frau», sagte er ihr.

Es war ein Kampf, ihn dazu zu überreden, seinen Zwicker abzulegen, doch schliesslich siegte sie. «Es war, als schmerzte es ihn körperlich, ihn abzunehmen», schrieb sie später. «Er war Teil von ihm geworden, und dessen Verlust veränderte seine Persönlichkeit von Grund auf.»

Sowohl der Künstlerin wie ihrem Modell war klar, dass es zwischen ihnen knisterte, und so war Trotzki am Schluss einer ihrer nächtlichen Sitzungen ohne weiteres bereit, sich auszuziehen und ihr «seine prächtige Hals- und Brustpartie» zu präsentieren.

Clare Sheridan war seit langem eine Vertreterin der freien Liebe und machte daraus kein Hehl. Bald schon kursierten in Moskau Ge-

rüchte, sie und Trotzki hätten eine Affäre.

Einem weiteren Gerücht gemäss hatte Sheridan gleichzeitig auch eine Affäre mit Lew Kamenew, einem wichtigen Mitglied des Politbüros. Begegnet waren die beiden einander erstmals, als Kamenew im Sommer 1920 zur Förderung des sowjetischen Handels nach London gereist war. Er hatte Sheridan in teure Restaurants ausgeführt, zum grossen Ärger seiner Frau.

«In Moskau führen wir kein so schickes Leben», waren ihre eisigen Worte, als ihr Mann nach Russland zurückkehrte. Noch frostiger war ihre Begrüssung von Clare Sheridan, der sie erklärte, England habe ihren Mann in ein Mitglied der verhassten Bourgeoisie verwandelt.

Es ist nicht bekannt, ob Clare Sheridan und Trotzki ihre Affäre je ausgelebt haben. Falls ja,

muss es eine kurze Sache gewesen sein. Sheridan blieb nur ein paar Wochen in Moskau, bevor sie nach England zurückkehrte. Mittlerweile hatten die Agenten vom MI5 sie wirklich im Visier: Sie hörten ihre Telefongespräche ab, fingen ihre Briefe ab und überwachten all ihre Bewegungen.

In ihrer Akte wird sie dauernd des Verrats bezichtigt. «Sie hat sich in verschiedenen Ländern illoyal verhalten und ständig eine antibritische Haltung eingenommen.»

Jede weitere Entwicklung brachte Churchill erneut in die Bredouille. 1922 entdeckte der MI5, dass Sheridan Kontakt mit indischen Nationalisten in Lausanne hatte und über den diplomatischen Dienst der Russen private Briefe erhielt.

Als sie nach Italien reiste, wurde sie von britischen Agenten verfolgt, die festhielten: «Sie äusserte sich nicht nur freimütig als Befürworterin des Bolschewismus, sondern versuchte auch manche der Gäste von dessen Vorteilen, besonders in Verbindung mit freier Liebe, zu überzeugen.»

Letztere praktizierte sie in der Tat. Als sie in Istanbul war, nahm sie einen gewissen Ismet Bey zum Liebhaber, einen bekannten politischen Agitator, der sich lautstark für einen

Sturz der britischen Herrschaft in Indien einsetzte.

Diese Unüberlegtheiten hätte Churchill seiner Cousine vielleicht noch verzeihen, doch dann übertrieb sie es, wie ein Informant des MI5 beobachtete: «Sie scheint in letzter Zeit überall in Deutschland unterwegs zu sein und war in München bei einer von Hitlers Kundgebungen zugegen. Sie war sehr beeindruckt von der ausserordentlichen Begeisterung, die Hitler mit einer ausserordentlich blutrünstigen Rede bei 10 000 Zuhörern entfachte.»

Auch in Deutschland versuchte sie, ihre Ansichten über freie Liebe in die Tat umzusetzen, allerdings ohne Erfolg. «Sie stellte fest, dass der Deutsche für ihre Reize keineswegs so empfänglich war wie der Russe, was sie sehr bedauerte.»

Im Jahre 1925 ergaben abgehörte Telefongespräche, dass sie Norman Ewer, dem Auslandredaktor des *Daily Herald* und einem bekannten Agenten der Sowjets, Details ihrer Gespräche mit Churchill, dem damaligen Finanzminister, weitergegeben hatte. Als sie später im selben Jahr nach Algier zog, kam der MI5 zum Schluss, sie stehe im Solde der Sowjets.

«In Anbetracht ihrer finanziellen Situation sind wir entschieden der Meinung, Clare werde von den Russen bezahlt und sei nach Nordafrika geschickt worden, um sich mit der dortigen Situation vertraut zu machen und als Agentin Bericht zu erstatten oder Nachrichten weiterzugeben.»

Der Leiter des MI5, Vernon Kell, sprach schliesslich bei Churchill vor und berichtete ihm von dem Beweismaterial, das man gegen Sheridan gesammelt hatte. Churchill sagte, er sei «bereit, all das zu glauben», und «bereit, alles zu unternehmen», was der MI5 für nötig halte.

Obschon Clare Sheridans Techtelmechtel mit Trotzki, Kamenew, den Nazis und das Praktizieren der freien Liebe Churchill immer wieder in peinliche Situationen brachten, brach er den Kontakt zu seiner launischen Cousine nie völlig ab. Ja, bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hatte er ihr ihre einstigen Missetaten verzeihen und erlaubte ihr sogar, eine Büste von ihm anzufertigen.

Der MI5 war weniger nachsichtig: Der Geheimdienst behielt das schwarze Schaf des Churchill-Clans weiter im Auge und fing noch jahrelang dessen Post ab.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:

«Der Kaiser der Vereinigten Staaten»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich dachte immer, ich würde nie so werden, nun hat es aber auch mich erwischt: Ich finde, die Jungen hätten keine Manieren mehr, keinen Anstand. Ich störe mich zunehmend am Abfall auf dem Boden, am Lärm, an herumlungern den Jugendlichen. Ist das ein Zeichen von Vergreisung? Oder rege ich mich mit gutem Recht auf?

Madelaine F., Basel

Wir Menschen werden älter. Anfänglich gehörten auch wir zu den Jungen mit ihren ihnen eigenen Sitten und Gebräuchen, mit ihren ihnen eigenen Manieren, mit ihrer eigenen Auffassung über den Anstand, die Kleidung, die Frisur, über Kaugummis, über Ordnung beziehungsweise Unordnung. Die Jungen hören oft ohrenbetäubende Musik. Wir waren ja alle auch einmal dabei. Dann wurden wir erwachsen. Die Einstellungen und Manieren änderten sich mit dem Erwachsenwerden. Irgendwann lässt man die Pubertät beiseite. Dann sieht man auch die Jungen in einem etwas anderen Licht.

Vieles an ihnen stört uns plötzlich. Vielleicht werden wir einmal Eltern, dann werden unsere lieben Kinderlein Kinder, dann Jugendliche, Teenager, Pubertierende. Wir sehen sie mit anderen Augen. Doch über die Andersartigkeit sollte man sich nicht aufregen. Es tut nicht gut. Man hat die Verschiedenheit zur Kenntnis zu nehmen. Das ist leichter zu ertragen, wenn man die Jungen nicht zu sehr an sich bindet.

Sie fragen aber: «Rege ich mich mit gutem Recht auf?» Natürlich dürfen Sie sich aufregen. Es ist Ihr «gutes Recht». Das kann Ihnen niemand verbieten. Aber vielleicht ist es für Sie besser, wenn Sie sich nicht aufregen! Und sich liebevoll sagen: «Na, sie sind toll, die Jungen! Die werden auch älter. Und dann wohl anständiger und ordentlicher!»

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Ausgedehnte Ländereien

Für den ägyptischen Unternehmer Samih O. Sawiris war es eine gute Woche. Die Aktien seiner Orascom Development Holding machten Luftsprünge: Plus 16,4 Prozent, was das Unternehmen zu den allergrössten Gewinnern im Swiss Performance Index werden liess. Mit den hierzulande bekannten Aktivitäten von Sawiris in Andermatt hat die erfreuliche Entwicklung indes nichts zu tun. Die Initialzündung erfolgte vielmehr in Ägypten, wo Orascom eine Tochtergesellschaft namens El Gouna besitzt, bestehend aus siebzehn Hotels und ausgedehnten Ländereien. Deren Marktwert liess Sawiris nun durch einen weltweit führenden internationalen Immobilienbewerter neu ausrechnen. Und siehe da: Die Liegenschaften mit Buchwert von 50 Millionen US-Dollar sind

Aktienkurs der Orascom Development

Vom 16. bis 23. Oktober 2018, in Franken



QUELLE: SIX

eigentlich 2,1 Milliarden Dollar wert. Die Aktionäre waren positiv überrascht und griffen bei der Orascom-Aktie freudig zu. Verwaltungsratspräsident und Hauptaktionär ist mit 68 Prozent ist Samih Sawiris. *Florian Schwab*

«Meine Nachfolge plant der liebe Gott»

Weil es mit dem CEO nicht klappte, steht Heinrich Villiger mit 88 Jahren erneut an der Spitze seines Tabakimperiums. Ein Gespräch über seine grössten Fehler, die Zusammenarbeit mit Kuba und die Nachfolgeplanung. Von Florian Schwab und Manuel Rickenbacher (Bild)

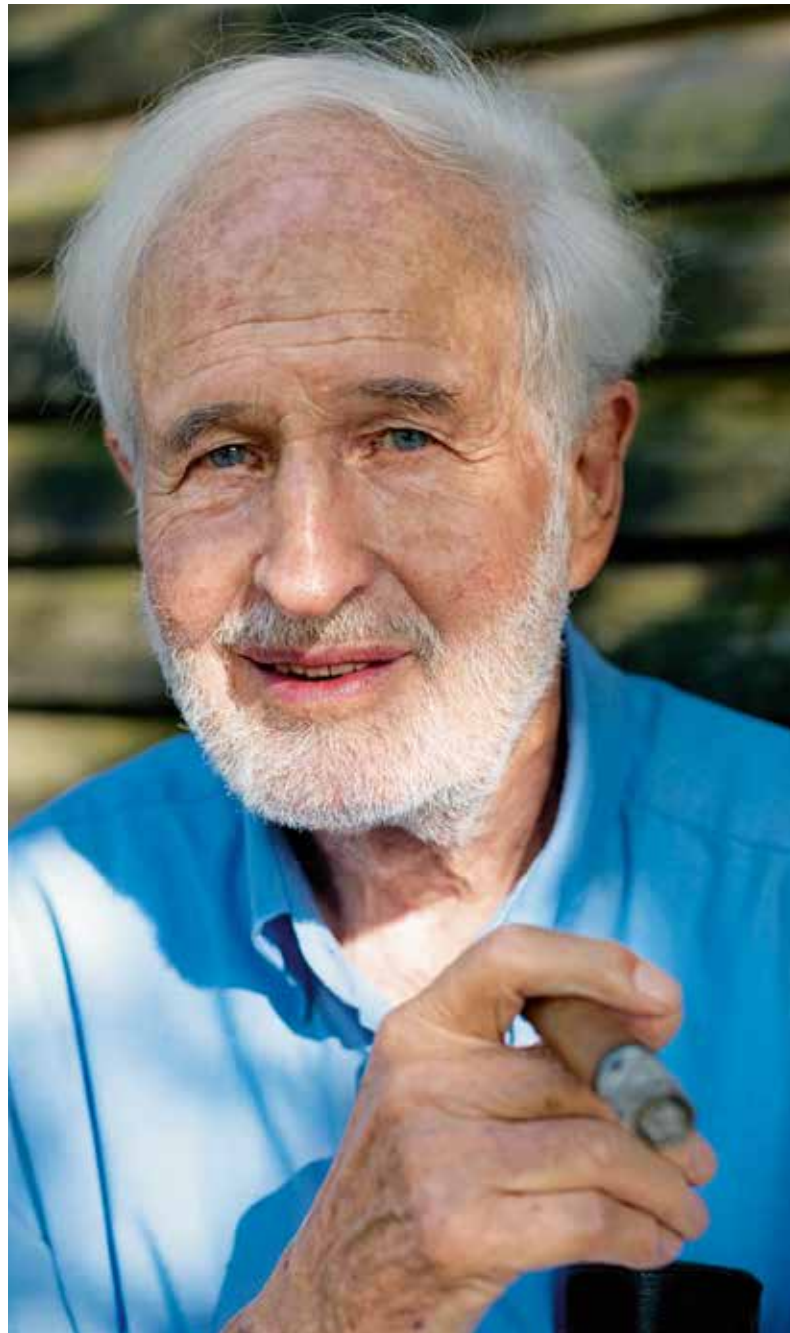
Wenn Heinrich Villiger, eine San-Doro-Zigarre in der Hand, über seinen 180 Hektaren umfassenden «Rohrhof» schreitet, merkt man ihm die 88 Jahre kaum an. Der Gutshof liegt nahe Waldshut-Tiengen, am deutschen Firmensitz der Firma Villiger. Manchmal wenn Villiger gegen zehn Uhr das Büro verlässt, erklimmt er danach einen Hochsitz und widmet sich noch ein Weilchen der Jagd, bevor er über die Grenze nach Hause fährt.

Villiger feiert dieses Jahr das 130-Jahr-Jubiläum. Sie leiten die Firma seit 1989, als Ihr Bruder in den Bundesrat gewählt wurde. Was ist Ihr wichtigster Beitrag?

In einer überregulierten Branche wie der Tabakindustrie, die allen möglichen Einschränkungen ausgesetzt ist – Gesundheitswarnungen auf den Packungen, Rauchverbote et cetera –, verbleibt dem Unternehmer nicht viel Spielraum für Innovationen. Mein wichtigster Beitrag war der Sprung vom Stumpfen in das Segment der handgerollten Premiumzigarren. Das Upgrading einer preiswerten Konsummarke wie des «Villiger Stumpens» in eine höhere Kategorie ist immer schwieriger als ein Downgrading. Es ist ein wenig, wie wenn Citroën in die Kategorie von «Rolls-Royce» aufsteigen möchte. Das Spitzensegment der handgemachten Premiumzigarren macht weltweit des gesamten Zigarren- und Zigarillomarktes aus, aber wertmässig schätze ich es auf 20 bis 25 Prozent.

Was war Ihr grösster Fehler?

Wir haben mit dem Schritt in die höheren Preisklassen zu lange gewartet. Da habe ich mich zu wenig gegen unsere Vertriebsleute durchgesetzt. Davidoff zum Beispiel macht das exemplarisch. Deren Zigarren aus der Dominikanischen Republik kos-



«Ich habe Vertrauen in die Familie»: Patron Villiger.

ten ab Fabrik unter 2 Franken und werden für das x-fache verkauft. Da ist natürlich mehr Musik drin als bei den Stumpfen.

Villiger ist seit Jahrzehnten an den kubanischen Importeuren in Deutschland und in der Schweiz beteiligt. Wie ist Ihre «Cuba Connection» entstanden?

Nach der Revolution 1959 wurde ich in Havanna mit allen Ehren empfangen, weil die Kubaner aufgrund des amerikanischen Embargos neue Märkte brauchten. Durch die Ein-

kaufsbeziehung für Rohtabak entstand dann eine engere Zusammenarbeit. Mit dem Generaldirektor Francisco Padrón der damaligen staatlichen Cubatabaco kam ich gut aus. Irgendwann wollten die Kubaner dann ihren weltweiten Vertrieb für die Havannas vereinfachen. Sie versammelten all ihre bisherigen Importeure am Flughafen Zürich und sagten: «Wir wollen in jedem Land nur noch einen. Der bekommt alle Marken, aber wir wollen uns zu 50 Prozent an ihm beteiligen.» Dieses Treffen ging aus wie das Hornberger Schiessen: «Das ist ja arrogant!» – «Dieses Kommunistenpack, das kommt nicht in Frage!»

Sie schlugen ein?

Nein, am Tisch sassen ausschliesslich Zigarrenimporteure, und wir importierten damals nur kubanische Rohtabake. Aber Francisco Padrón beschrieb mir später die Situation und fragte: «Villiger, machst du es?» Da habe ich ja gesagt. Das war 1989. Wir fingen in Deutschland an und gaben den Kubanern 55 Prozent an unserer hiesigen Gesellschaft 5th Avenue Products Trading. Später kamen dann noch Österreich und Polen dazu. Einer unserer britischen Importeure hat mir einmal gesagt: «Henry, du bist ein Verräter!» Ja gut, dann halt. Er hatte diese Chance verpasst und existiert heute nicht mehr

Und in der Schweiz?

Da haben die Kubaner zuerst ein Joint Venture mit ihrem Importeur gemacht, mit der Firma Weit-

nauer, die damals im Duty-free-Bereich stark war. Sie besass weltweit viele Flughafenshops, auch in den USA. Irgendwann haben die Amerikaner gesagt: «Entweder ihr trennt euch von den Kubanern, oder wir werfen euch raus.» Also musste Weitnauer seine 50-Prozent-Beteiligung verkaufen. Da hat mich Padrón gefragt, ob ich die 50 Prozent haben wolle. Ich schlug ein. Etwas später sagten die Kubaner dann, dass sie noch einen zweiten guten Freund in der Schweiz beteiligen wollten,

einen Baumwoll-Importeur aus Genf. Deshalb sind wir am schweizerischen Importeur nur mit 25 Prozent beteiligt. Das ist aus unserer Sicht etwas schade, aber lieber 25 Prozent als gar nichts. Sie sehen, die Zigarrenwelt ist klein, aber sehr komplex.

Was ist die Bedeutung des Havanna-Imports für Villiger?

Der kubanische Tabak zählt zu den weltbesten. Darauf beruht auch das hohe Renommee der kubanischen Zigarren. Der Handel mit Produkten in dieser Preisklasse ist profitabel. Das sind keine riesigen Mengen, das Geschäft ist nicht ganz problemlos, rundet jedoch unsere Aktivitäten in dieser Branche ab. Wenn Sie im Luxussegment präsent sind, kommen Sie in eine ganz andere Welt. Das ist bei den Uhren auch nicht anders – eine Patek Philipp und eine Swatch ticken auch nicht gleich.

Da haben Sie gesagt: «Ich will eigene Premiumzigarren herstellen»?

Genau. Nun haben Sie die Wahl: Entweder Sie importieren bekannte Marken, oder Sie produzieren eigene Marken. Da bin ich ein bisschen im Clinch mit unseren Vertriebsleuten. Sie wollen lieber bereits eingeführte Marken beschaffen. Strategisch ist es aber falsch, die Vertriebskapazitäten des eigenen Unternehmens in den Dienst von Marken zu stellen, die einem nicht gehören. Ich will eigene Marken aufbauen. Zuerst brauchten wir aber eine Fabrik.

Wo produzieren Sie?

In Kuba geht das nicht, dort ist es ein Staatsmonopol. Also haben wir Santo Domingo in der Dominikanischen Republik angeschaut. Dort haben wir einen Partner gefunden, der heute mit 200 Leuten nur für uns arbeitet und nur unsere eigenen Marken fabriziert. In Nicaragua arbeiten wir mit zwei bis drei Zulieferfirmen zusam-

men, sind aber auch auf der Suche nach einem Exklusivpartner oder einer Übernahme. Und in Brasilien haben wir seit diesem Jahr eine sehr schöne kleine Fabrik, die uns gehört. Qualitativ stehen die brasilianischen Tabake den kubanischen kaum nach.

Wie entwickelt sich der Villiger-Umsatz?

Die Schweiz ist ein kleines Land, gemessen am grossen EU-Absatzmarkt. Seit Jahren sind wir in der Schweiz Kopf an Kopf mit der Burger-Gruppe. Sie hat etwas mehr als 50 Prozent Marktanteil, und wir liegen etwas darunter. Wir pflegen aber nach wie vor unsere Stumpfen und unsere von Hand gezöpfelten Original-Krummen Virginia-Cigarren. Unsere grossen Märkte sind jedoch Deutschland, Spanien und

«Bei einem Kauf wird die Firma ausgeschlachtet. Die Filetstücke bleiben, der Rest kommt weg.»

einige asiatische Länder. International heissumkämpft ist das Marktsegment der aromatisierten Filterzigarillos. Da haben es einige Konkurrenten besser gemacht als wir. Deshalb musste auch der fürs Marketing verantwortliche Mitarbeiter über die Klippe springen.

Sie stehen mit 88 Jahren immer noch an der Spitze Ihres Unternehmens.

Ja, jeden Tag. Ich habe sowohl Zeit als auch Spass an der Arbeit. Die Leute fragen immer: «Herr Villiger, gehen Sie nicht in die Ferien?» Und ich antworte: «Nein, was soll ich denn da machen?» Ich organisiere mich so, dass 70 bis 80 Prozent meiner Zeit mit wichtigen Dingen ausgefüllt sind. Veranstaltungen mit unseren Kunden sind für mich Entspannung und Abwechslung.

Vor zwei Jahren haben Sie einen CEO an die Spitze Ihres Unternehmens gestellt. Das ging nicht lange gut.

Es fing an mit einer «Family Business»-Beratung. Diese kam zu dem offensichtlichen Schluss, dass ich mich in Anbetracht meines Alters um die Nachfolge kümmern sollte. Dann begann die übliche Suche über einen Headhunter – schwierig, schwierig, die Nachfolge in einem Familienunternehmen. Ja, gut, das war sicher nicht falsch. Wir einigten uns dann auf einen «Kompromiss-Kandidaten», der auch noch Nichtraucher war. Das musste schiefgehen. Es war der falsche Mann am falschen Ort.

Wie sieht Ihre Nachfolge jetzt aus?

Meine Nachfolge plant der liebe Gott. Ich habe drei bewährte langjährige Mitarbeiter, in der Geschäftsführung. Sie sind je voll verantwortlich für die Geschäftsbereiche Technik/Produktion, Marketing/Vertrieb und Personal/Administration. Sie berichten direkt an den Verwaltungsrat, der mit mir, zwei weiteren Familienmitgliedern und mit einer externen qualifizierten Kraft besetzt ist. Nachwuchs aus der Familie ist genügend da. Wir haben vier Kinder, neun Enkel und einen Urenkel. Aber es ist nicht die Menge, die es macht, sondern die Qualifikation und Ausbildung. Ich bin zuversichtlich, dass es uns gelingt, das Unternehmen in der Familie zu halten. Wenn nicht, bliebe nur der Verkauf an einen multinationalen grossen Konkurrenten übrig. Für einen mittelständischen Käufer sind wir mit unseren rund 1500 Mitarbeitern und mit einem Umsatz von knapp 200 Millionen Franken eine Schuhnummer zu gross. Aber ein Grosskonzern würde das Unternehmen ausschlachten, die Filetstücke behalten und den Rest unter den Hammer bringen. Aber dafür habe ich nicht ein Leben lang gearbeitet. Ich habe alles getan, um die Familie und das Unternehmen zusammenzuhalten. Wie lange dies funktioniert, wird nicht mehr in meiner Hand liegen.



FALLS WIR ÜBER SIE
NOCH NIE GESCHRIEBEN
HABEN, SOLLTEN SIE
VIELLEICHT ANFANGEN,
BILANZ ZU LESEN.

Hier für
Newsletter
anmelden:



Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.



Thiel

Logik

Von Andreas Thiel

Mathematiker: Was ist Philosophie?

Philosoph: Philosophie ist logisches Denken.

Mathematiker: Dann bin ich als Mathematiker Philosoph. Mathematik ist die höchste Form von Logik.

Philosoph: Die Mathematik ist höchstens ein Aspekt der Logik. Mathematik für sich macht blind. Logik hingegen öffnet die Augen.

Mathematiker: Wie muss ich das verstehen?

Philosoph: Statistik zum Beispiel ist die Meisterschaft, mit Hilfe von Mathematik die Wahrheit zu verdrehen. Immer wieder werden Unternehmer, die viele Arbeitsplätze geschaffen haben, in den Schmutz gezogen, indem man ihnen mittels Statistiken die Schuld an Umweltverbrechen oder Verbindungen zur Kriminalität nachweist.

Mathematiker: Aber eine nachgewiesene Verbindung zu einem Verbrechen ist doch ein eindeutiger Beweis, der kaum von der Logik widerlegt werden kann.

Philosoph: Wenn man bedenkt, dass statistisch gesehen jeder von uns über drei Ecken jeden amtierenden Präsidenten kennt, dann ist es nur logisch, dass auch jeder von uns über drei Ecken mit jedem Verbrecher unter einer Decke steckt.

Mathematiker: Na ja, das ist vielleicht logisch, aber deswegen noch lange keine Philosophie. Philosophie ist doch die Kunst, die Welt zu erklären.

Philosoph: Genau das kann die Logik: Wenn ein Compliance Officer eine Dame vom Strassenstrich heiratet, dann wird ihr Kind Politesse.

Mathematiker: Das verstehe ich nicht.

Philosoph: Das ist metaphorisch gemeint. Demokratie ist nur eine sanftere Weiterführung der Ausbeutung.

Mathematiker: Echt? Und wieso kommt mir die Gegenwart gar nicht so schlimm vor?

Philosoph: Auch das kann die Logik erklären.

Mathematiker: Na, da bin ich mal gespannt.

Philosoph: Wenn auf dem Weg vom Kerker zum Schafott die Sonne scheint, dann ist die Gegenwart schön.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Liebling des Establishments

Buchpremiere im Konzertsaal des Zürcher Kammerorchesters; St. Moritz' neuer Gemeindepräsident; Champagner im Chalet Muri. Von Hildegard Schwaninger

Das Zürcher Kammerorchester (ZKO) ist ein Aushängeschild der Stadt Zürich und genießt als Kunstbotschafter die Unterstützung des Zürcher Establishments. Medienmogul **Hans Heinrich Coninx**, Hobbycellist und bis vor kurzem ZKO-Präsident, wurde explizit von Musikchef **Daniel Hope** bedankt, denn «ohne ihn hätten wir nicht diesen schönen Saal». In dem schönen Konzertsaal des ZKO-Hauses fand die Präsentation des Buches «Mit Musik stromaufwärts» statt, das die Geschichte des ZKO seit seiner Gründung 1945 durch **Edmond de Stoutz** dokumentiert. Spätere Orchesterchefs waren die Dirigenten **Howard Griffiths**, **Muhai Tang**, **Sir Roger Norrington**, heute ist es der Geiger **Daniel Hope**. Initiiert und organisiert wurde das Buch durch **Peter Marschel**, der am Opernhaus unter **Heinz Spoerli** Geschäftsführer des Zürcher Balletts war und heute Vorstand der ZKO-Freunde ist, sowie Herausgeber **Peter Révai**. Ehrengast bei der Buchvernissage war **Claude de Stoutz**, Sohn von **Edmond de Stoutz**, unter den Gästen **Elmar Gaydoul**, der Vater von **Philippe Gaydoul**, Medienmann **Tobias Trevisan** und die Künstlerin **Eugenia Burgo**. Höhepunkt der Buchvernissage: Das ZKO spielte das Violinkonzert Nr. 2 von **Max Bruch**.

Jetzt wird es ernst für **Christian Jott Jenny**. Er packt die Koffer für St. Moritz, wo er als Gemeindepräsident ab dem 1. Januar 2019 dem Engadiner Nobelort ein zukunftsorientiertes

Image verpassen will. Bis dahin bleibt der zukünftige Politiker als Mann der Unterhaltungs- und Bühnenkunst aktiv – so superaktiv, als hätte er Angst, als solcher in Vergessenheit zu geraten, sobald er ins weltberühmte Champagnerklima hochgetaucht ist. Die Kreativität ist ständige Begleiterin des Erfinders des «Amts für Ideen», und so hat Jenny noch einiges in petto. *Die Zeit*, hochangesehenes Leibblatt der Intelligenzija, feiert das Zehn-Jahr-Jubiläum ihrer Schweiz-Seiten. Grund für ein Fest. Der aussergewöhnliche Anlass, erdacht von **Christian Jott Jenny**, ist ein Gespräch von *Zeit*-Chefredaktor **Giovanni di Lorenzo** mit **Emil Steinberger**: am 31. Oktober im «Kaufleuten».

Christian Jenny selber verabschiedet sich – vorübergehend – von seiner Zeit als Entertainer mit einem Liederabend im Miller's Studio. Titel: «Quand on n'a pas ce qu'on aime – Die Krise als Chanson». Es soll ein bunter Abend werden mit Liedern, die an **Paul Burkhard**, **Kurt Weill**, **Ruedi Walter**, **Leonard Bernstein**, **Hildegard Knef** erinnern. Der vierzigjährige **Christian Jenny** über die Zäsur in seinem Leben: «Meine Liebe für musikalische Bühnen bleibt ungebrochen, aber demnächst werde ich mich primär auf anderen Bühnen bewegen.» Wie lange er Gemeindepräsident sein wird, steht in den Sternen. Vier Jahre vorläufig. Ob die Familie – Frau und zwei Kinder – mitzieht, ist auch noch offen. Dass **Christian Jenny** trotz Bürgermeisteramt weiter auf der Bühne stehen wird, kann er sich vorstellen: «Andere Gemeindepräsidenten sind



Fast verliebt

Untreu

Von Claudia Schumacher

Schatz, komm, die Waffeln sind fertig!», ruft Jakob aus der Küche. Doch ihr ist nicht nach Aufstehen, schon gar nicht nach Frühstück, ihr Magen dreht sich um, am liebsten möchte sie liegen bleiben, für

immer. **Nicola** schaut an die Decke, Arme und Beine von sich gestreckt, so, wie man es auf dem Meer tut, um zu schweben. Aber dieser Samstagmorgen ist kein schwebelichter. Es ist der Tag, an dem sie ertrinken wird.

Wie herzlich kann ein Mann nur sein? Er hat ihr Waffeln gemacht. Will das Wochenende einläuten. Vielleicht eine Zeit herbeirufen, die zu Ende ist, schon länger, die Zeit der Pyjama-wochenenden, gemeinsam verbummelt im Bett mit viel Sex und guten Büchern. Wie er versucht, ihr gutzutun, ihr das Gefühl zu geben, sie seien eine Familie, nach all den Spritzen, dem sterilen Befruchtungssex – und der neuerlichen Fehlgeburt. Auch für ihn war's eine harte Zeit. Er ist so lieb. Wie konnte sie das nur vergessen? Ihr Herz krampft, und sie weint still.

Wie schnell es geht, ein Leben, das schwierig wird, im Klo runterzuspülen. Vor einer



Aushängeschild: Daniel Hope (l.).



Koffer gepackt: Christian Jott Jenny.



Feine Art: Del Panta Ridolfi, Biondi, Righetti (v.l.).

im Schützenverein, im Jägerverein oder im Turnverein. Ich bin halt im Musikverein.»

Claudio Righetti ist Spezialist für Brand-Marketing. Der Brand, der ihm am meisten am Herzen liegt, ist seine Heimatstadt Bern. «Bern als Hauptstadt der Schweiz, als Sitz der Landesregierung und ausländischer Botschaften ins optimale Licht zu rücken, sehe ich als meine Aufgabe.» Seit 1987 ist das Chalet Muri der Sitz seiner Creative-Consulting-Firma, eine Zeitlang machte er dort eine Kunstgalerie, jetzt hat er das unter Denkmalschutz stehende Chalet, das einer Stiftung gehört, als Treffpunkt mit einem gewissen Glamour reaktiviert. Righetti lädt mehrmals jährlich zum «Champagner-Empfang». Das wird dann ein Abend, an dem die feine Art der Konversation und der kulturelle Austausch gepflegt werden. Kürzlich war ein Abend zu Ehren des Fotografen **Mario Giacomelli** (1925–2000), dessen Bilder Righetti sammelt. Giacomellis Enkelin **Katiuscia Biondi** war da, auch der italienische Botschafter **Marco Del Panta Ridolfi** und alt Bundesrätin **Elisabeth Kopp** mit ihrer Tochter. Als **Christa Rigozzi** Ehrengast war, kam sogar ihr Tessiner Landsmann, Bundesrat **Ignazio Cassis**. Auch Buchautor, Verleger und TV-Mann **Matthias Ackeret** war schon Gast sowie die Schauspielerin **Ursula Andress**, seit Jahren Righettis Muse. Er managt sie, für ihn ist sie die «berühmteste lebende Bernerin». Sie war auch sein Aushängeschild an der Gala de Berne, die er zweimal veranstaltete und über deren Revival er ernsthaft nachdenkt. Nächster Gast ist TV-Star **Kurt Aeschbacher** und dann Bankier **Peter A. Wuffli**, der für Righetti zum «Klub der Leader» gehört – eine Gattung, der sich Righetti noch mehr öffnen möchte.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Woche, letzten Samstagabend: Klassentreffen. Und Nicola traf Mike, dessen Name so blöd ist wie sein Lachen ansteckend. Nach vier Bier flüsterte er ihr ins Ohr: «Das erste Mädchen, das ich geküsst habe – und so schön wie damals!» Nicola fühlte sich jung, als wäre sie nie erwachsen geworden. Als wäre das grösste Problem noch immer die Frage, wie man ein extrem dekolletiertes Top an Mama vorbei in den Kleiderschrank schmuggelt und nach dem Tragen unbemerkt gewaschen kriegt. An diesem Abend erkannte Nicola ihr eigenes Lachen nicht mehr, so frei war es nach all dem Wein.

Jakob hatte nichts gemerkt am Sonntag danach. Vielleicht nur die Anspannung, die nach ihrer Rückkehr aus dem Heimatdorf noch massiver war als eh schon. Unsicher stand er da, ein verkateretes Häufchen Elend vor sich. Da musste er unvermittelt lachen

und zog sie fest in seine Arme. «Schön, hab ich dich zurück», sagte er. Und Nicola, an seiner Brust, konnte die Tränen kaum zurückhalten.

Geht alles weiter wie bisher, wenn sie nur den Mund hält und den Betrug runterschluckt? Sicher. Sie muss einfach stark bleiben. «Mach dein bisschen Glück nicht kaputt», sagt Nicola zu sich selbst. Sie setzt sich auf im Bett, nimmt ein paar tiefe Atemzüge und geht mit aufgesetztem Lächeln zu Jakob in die Küche – der sich zu ihr dreht mit seinen warmen Augen und einem Teller Waffeln. Da kann sie nicht mehr. Sie fällt ihm um den Hals, schluchzt, erzählt von der Nacht mit Mike, «es hat nichts bedeutet!».

Jakob bleibt ruhig. Dann schiebt er sie entschieden von sich weg. Kippt die Waffeln in den Müll. Und geht.



Unten durch Prüfung

Von *Linus Reichlin*

Nehmen wir mal an, du stirbst und schwebst durch einen langen Tunnel, an dessen Ende ein Licht leuchtet. Dein Schwager, der nach einem Unfall im Koma lag, hat mal erzählt, er sei durch einen solchen Tunnel geflogen. Während du auf das Licht zuschwebst, fragst du dich, ob es derselbe Tunnel ist, durch den dein Schwager geflogen ist oder ob jeder Mensch einen eigenen Tunnel hat. Ein eigener Tunnel wäre irgendwie hygienischer, als wenn alle durch denselben fliegen; dein Schwager zum Beispiel war Tatortreiniger bei der Kriminalpolizei. Nach einer Weile fragst du dich, wie lange dieses Rumfliegen eigentlich noch dauert. Du bist mitten in einer Abteilungsleiterkonferenz gestorben, deine letzten Worte waren: «Ich brauche die Quartalszahlen bis gestern, meine Damen und Herren!» Du stehst innerlich noch unter dem Zeitdruck deines harten Berufsalltags und möchtest allmählich mal dieses Licht erreichen, und lieber gestern als heute! Dein Schwager schwärmte von der unglaublichen Liebe, die er beim Anblick des Lichts empfunden habe, aber so eine Liebe empfinden wahrscheinlich auch Nachtfalter zu einer Glühbirne.

Du warst schon zu Lebzeiten kein romantischer Mensch, und du willst jetzt nicht als Toter noch sentimental werden. Du möchtest einfach nur ans Ende dieses Tunnels gelangen und dort endlich mal einen Break machen. In vier Jahren hast du nur zweimal Urlaub gemacht, jetzt freust du dich richtig auf eine lange Zeit der Entspannung und des Nichtstuns. *Dolce Vita* und *far niente*. Aber dieses Tunnelfliegen ist wie eine strapaziöse Autofahrt nach Rimini oder wie ein Fünfzehn-Stunden-Flug in die Karibik, es ist nicht Erholung, es ist Reisen, und du hast das Reisen schon immer gehasst, vor allem die Geschäftsreisen. Und genau so kommt es dir jetzt vor: Totsein ist so langweilig und deprimierend wie ein Business-Trip. Als Nächstes tritt bestimmt irgendeine kleine brünette Rezeptionistin aus dem Licht am Ende des Tunnels und drückt dir eine Zimmerkarte in die Hand, zusammen mit einem Zettel, auf dem die Frühstückszeiten stehen. Du beginnst dich darüber zu ärgern, dass man, wenn man tot ist, nicht zu

»» Fortsetzung auf Seite 70

seiner verdienten Erholung kommt, ja noch nicht einmal ein Nickerchen ist einem vergönnt. Deinem Gefühl nach fliegst du schon seit drei Tagen auf das Licht zu, und noch kein einziges Mal hast du ein Auge zugemacht, denn du bist überhaupt nicht müde! Der Tod ist nicht das Ende, er ist die Fortsetzung des Kokainismus! Du hast vor fünfzehn Jahren mit dem Koksen aufgehört, weil du nicht mehr schlafen konntest, und jetzt kannst du wieder nicht schlafen, weil du tot bist! Und du fliegst und fliegst – wenn du wenigstens ein Buch dabei hättest. Seit zwanzig Jahren hast du Bücher nur noch gekauft, um sie an Weihnachten zu verschenken, und jetzt, da du endlich Zeit zum Lesen hättest, gibt's weit und breit keine Buchhandlung. Das Totsein geht dir allmählich ganz schön auf den Wecker. Es ist eine ganz perfide Sache, wie eine Tempokontrolle auf einer Autobahnzufahrt. Du schaust in das Licht, es ist noch genauso weit weg wie am Anfang. Ist das hier vielleicht irgendeine religiöse Prüfung?

Du hast nie an einen Gott geglaubt, denn du hast ja gesehen, wie bössartig deine Kunden waren, am liebsten hätten sie dir einen höheren Wiederverkäuferrabatt unter der Folter abgezwungen. Aber vielleicht ist Gott ein ausserirdischer Immobilienbroker, und die Erde ist eine kosmische Villa, die im Wert steigt, wenn man Menschen drauf ansiedelt, so wie du einen Teich mit japanischen Koi-Karpfen angelegt hast, damit sich deine Finca auf Mallorca später besser verkauft. Aber was hat der Broker mit dir vor? Sucht er einen Abteilungsleiter für die Andromeda-Region? Du kämmst dir mit den Fingern die Haare und überprüfst den Sitz deines Krawattenknotens, du bereitest dich mental auf ein Anstellungsgespräch vor.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Ticino ante Merlot

Von Peter Rüedi

Am Hügel, der sich beim neben Mendrisio gelegenen Coldrerio sanft hinzieht, lässt sich noch erahnen, weshalb die Gegend zwischen dem Süden des Lago di Lugano und Chiasso vor ein paar Dezennien noch die «piccola Toscana» genannt wurde. Der Talboden des Mendrisiotto ist heute ein zersiedeltes, vom Krebs der Kleinindustrie befallenes Inferno. Ein Hohn auf alle Sonnenstuben-Klischees, über den nur der Gedanke hinwegtröstet, dass die Deutschschweizer Geronto-Gettos im Asconese und Locarnese namentlich *hors saison* noch unerträglich sind. Will sagen: dass die Zerstörung dieser Landschaft der Preis dafür ist, dass sie noch lebt, noch Arbeitsplätze bereithält. Das ist zwar übertrieben, aber nur leicht. Ein paar Inseln gibt es, auch ausserhalb von Coldrerio, und auf einigen wächst Wein. Dass der Rebbau einen nicht unbeträchtlichen Teil zum Landschaftsschutz beiträgt, ist mehr als eine billige Ausrede unverbesserlicher Weinkonsumenten, die sich nicht an die von ihrem

Arzt oder Apotheker empfohlenen zwei Gläser täglich halten wollen oder können.

Wie immer, in Coldrerio, *Culdree*, produziert Enrico Trapletti unter anderen einen wunderbaren Merlot ebendieses Namens. Mit dem errang der ehemalige Winzer im Nebenberuf (Trapletti wuchs zwar sozusagen in den Reben seines Vaters auf, arbeitete aber bei den SBB als Lokomotivführer) aus dem Nichts den Grand Prix du Vin Suisse. Hatte der Vater seine Tauben noch an die Cantina Sociale und private Produzenten verkauft, strebte Enrico schon als Hobbywinzer nach Höherem. Nach seinem eigenen Wein, der anders ist als alles, was im Tessin gekeltert wird. Das galt schon für seine Merlots, aber das genügte ihm nicht. Trapletti trieb die Frage um, weshalb die Sorte Nebbiolo, im nahen Piemont und im nicht ferneren Veltlin als Leitsorte in hohen Ehren und vor der Einführung des Merlots auch im Tessin (1906, als Notmassnahme nach der Reblauskatastrophe) präsent, so vollkommen verschwunden war. Kurz: Beraten von Barolo-Kapazität Elio Altare, pflanzte er um das Jahr 2000 erste Nebbiolo-Stöcke und produziert heute als Einziger im Kanton auf rund 1,5 Hektaren einen mehr als beachtlichen Tessiner Nebbiolo: dicht, nicht ohne Ecken und Kanten, mit viel Volumen und Charakter. Und einem rustikalen Charme, den man über die Aromen von roten Beeren, Veilchen und etwas Lakritze erst entdecken muss. Kein Schmeichler oder Ranschmeisser, dieser Wein, und jedenfalls mehr als eine Kuriosität. Beim 2013er ist die Säure noch sehr lebhaft, die Tannine sind happig, aber beides ist auch ein Versprechen für die Zukunft.

Enrico Trapletti Nebbiolo dello Svizzera Italiana IGT 2013, 13,5%. Borgovecchio, Balerna. Fr. 39.–
www.borgovecchio.ch



Salz & Pfeffer

Eine offene Burg

Von Andreas Honegger

Der «Wirtschaft zur Burg» ob Meilen haftet nichts von einer Festung an – die Ruinen einer solchen stehen einige Meter weiter gegen den Wald – im Gegenteil: Das Haus ist offen und gastfreundlich. Das stattliche Weinbauernhaus von 1676 liegt hoch

über dem See auf einer grünen, von Landwirtschaft geprägten Terrasse. Neben gemütlichen Stuben mit alten Kachelöfen kann man im Sommer im gepflegten Garten sitzen. Die Wirtsleute Marianne und Turi Thoma führen das Haus, er in der Küche, sie bei den Gästen. Sie tun dies erfolgreich: Im «Gault Millau» von 2019 wird die «Burg» mit sechzehn Punkten ausgezeichnet. Das Angebot ist übersichtlich, es gibt einige Vorspeisen und drei Hauptgänge mit Fleisch und Fisch. Fisch aus dem Zürichsee ist ein Hauptakzent: Hecht, Felchen oder Egli.

Ein Randen-Carpaccio mit Ziegenfrischkäse war nicht nur schön anzusehen. Auch die Ravioli mit Ossobucco-Füllung, schön serviert, mit Sommertrüffeln aus der Region, gefielen gut. Mit Seeforelle und Egli werden hier auch Sashimi und Ceviche angeboten. Als Hauptgang waren pochierte Eglifilets an einer Kräuter-Weisswein-Sauce ausgezeichnet. Ein Rindsfilet mit einer Entenleber, gekrönt und begleitet

von einem Markbein und Verjus-Risotto, war ebenfalls untadelig. Für ein Risotto mit Eierschwämmchen kamen die guten kleinen Pilze zum Einsatz, die wir seit Wochen vergeblich auf dem Markt gesucht hatten. Alle Teller kamen mit farblich abgestimmtem Gemüse auf den Tisch, ein Rüeblis scheint zwingend zu den Hauptgängen zu gehören, und jetzt, da wir es kennen, würden wir es vermissen, wenn es fehlte. Ein einziges Dessert, karamellisierte Birne und Birnen-sorbet, bot einen Abschluss für alle Beteiligten. Fazit: ein liebenswürdig geführter Landgasthof mit attraktivem Programm, nur eine halbe Stunde vom Zürcher Bellevue entfernt. Wir waren zu dritt und zahlten mit einer Flasche vorzüglichem Wein aus Meilen – auch die Weinkarte ist stark regional ausgerichtet – genau 400 Franken.

Wirtschaft zur Burg, Auf der Burg 15, 8706 Meilen.
Tel. 044 923 03 71. Montags und dienstags geschlossen



Auto

Sir Offroad

Der Cullinan ist im Wortsinn der Rolls-Royce unter den SUV. Er sichert die markentypische Überlegenheit auf Schotterstrassen. *Von David Schnapp*

Rolls-Royce macht ein SUV?» Autofreunden ist diese Tatsache zwar wohlbekannt, trotzdem wurde mir die Frage oft gestellt, bevor ich mich auf den Weg nach Wyoming machte, wo die Briten ihr neuestes Modell der Weltpresse präsentierten. «Wir machen ein SUV, weil die Kunden das wollen», sagt CEO Torsten Müller-Ötvös bei einem Nachtessen in Jackson Hole. Die Ortswahl ist kein Zufall, wir sind im County mit dem höchsten Pro-Kopf-Vermögen der USA. Es gibt Rinderfilet und die besten Pommes, die ich seit langem gegessen habe.

Der CEO hat ein feines Gespür dafür entwickelt, was seine anspruchsvolle Kundschaft möchte. Die Hälfte seiner Arbeitszeit verbringe er damit, die Käufer der «besten Automobile der Welt» – darunter macht man es bei Rolls-Royce nicht – zu besuchen. Nun bekommen sie ein SUV, das wie kein anderes Modell des traditionsreichen Herstellers so etwas wie praktischen Alltagsnutzen bringt. Auf Wunsch ist der Wagen nämlich mit einer automatisch abklappbaren Rückbank erhältlich.

Am nächsten Morgen besteige ich einen dunkelgrauen Cullinan – benannt übrigens nach dem grössten je gefundenen Diamanten, der nun unter anderem Teil der Krone der Königin von England ist – und bald schon fahren wir eine ziemlich steile Skipiste hoch. Dafür muss man nichts anderes tun als eine «Offroad»-Taste drücken; die Luftfederung ermöglicht jetzt vierzehn Millimeter mehr Bodenfreiheit, der Antrieb stellt sich auf grösstmögliche Traktion ein. «Mühelos» muss das gehen, so ist der Anspruch. Und schon gar nicht muss man sich Sorgen machen, dass man allenfalls nicht ankommen könnte.

Der Cullinan kriecht, klettert und schaukelt über Stock und Stein, Bodenwellen, und selbst fünfzig Zentimeter tiefes Wasser wäre kein Hindernis. Das Erstaunlichste ist allerdings, dass auch auf dem Sitz hinten rechts, dort, wo Rolls-Royce-Kunden häufig sitzen, die Holperfahrt von 2000 auf rund 2800 Meter über Meer einigermassen komfortabel abläuft. «Effortless everywhere» – etwa: mühelos überallhin

– heisst die Losung, der Wagen wird ihr ebenso mühelos gerecht. Der V12-Motor mit Doppelturbo-Aufladung gibt schon bei 1600 Umdrehungen 850 Newtonmeter Drehmoment ab und bietet so viel fein dosierbare Traktion, dass selbst Schneeflächen mit Sommerreifen stilvoll überlegen bewältigt werden können.

Auf geteerten Strassen entkoppelt einen der Cullinan von den meisten Zumutungen des Untergrunds; hundert Kilogramm Dämmmaterial wurden verbaut, selbst die Reifen im 22-Zoll-Format und aus einem besonders weichen Gummigemisch sind zusätzlich schallisoliert. Längere Autobahnfahrten werden zu Entspannungstherapien. Einzig ein Spurhalteassistent fehlt neben dem Abstandsradar, um die Mühelosigkeit auf Langstrecken zu perfektionieren. Aber den Ingenieuren passte die bisher verfügbare Technologie nicht. Sie sei noch nicht ausgereift genug, um in einem Rolls-Royce eingesetzt zu werden. Weil diese Haltung hinter jedem Detail steht, das den Cullinan ausmacht, ist es schliesslich auch ein Rolls-Royce.

Rolls-Royce Cullinan

Motor/Hubraum: V12/6749 ccm; Leistung: 571 PS (420 kW); max. Drehmoment: 850 Nm/1600 U/min; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Verbrauch: 15l/100 km; Preis: ab Fr. 374.900.–



GELESEN

«Der linke Macho»

GELESEN

**«Banken kommen
auf die Frau»**

GELESEN

**«Männlich und weiblich
verschwimmt, lebt damit!»**

Kraft und Finesse

Was die weltbesten Holzfäller in der Echo Arena in Liverpool boten, war Stihl Timbersports vom Feinsten. Auch ein Schweizer mischte vorne mit. *Von Roman Zeller*



Nerven aus Hartholz: australischer Timbersportler Glenn Gillan.

Für einmal waren es nicht Shaqiri und Co., die Liverpool zum Beben brachten. Kettensägen schepperten ohrenbetäubend. Holzspäne spickten durch die Luft. Jason Wynyard, Matt Cogar und Laurence O'Toole kraxelten auf Baumstämmen, hackten Holz mit ihren Äxten und sorgten für Spektakel in der Echo Arena am River Mersey in der nordenglischen Arbeiterstadt.

An der Stihl-Timbersports-Weltmeisterschaft versammelten sich die weltbesten Holzsport-Athleten, um ihren Besten zu küren. An zwei Tagen wurde sowohl im Teamwettkampf als auch im Einzel Holz am Laufmeter zersägt und zerhackt. Die Athleten zerkleinerten im Minutentakt wettkampftauglich gezüchtete Pappeln aus den Niederlanden zu Sägemehl. In sechs Disziplinen traten die zwölf axtschwingenden und kettensägenden Schränke gegeneinander an. Das Publikum war sichtlich begeistert und kam aus dem Fahnschwenken nicht mehr heraus.

Eine Säge wie ein Formel-1-Bolide

Die stärksten Arme, den saubersten Schwung und Nerven aus Hartholz bewiesen die Australier. Nach der Goldmedaille im Teamwettkampf fällt und teilte Laurence O'Toole die Baumstämme am schnellsten. Er entschied den Wettkampf in der Sparte «Hot Saw», der Königsdisziplin im Timbersports. Dort schneiden die Kontrahenten mit einer trommelfellmalträ-

tierenden Sportkettensäge, bis achtzig Pferdestärken potent, drei Stammscheiben innerhalb eines markierten Bereichs von fünfzehn Zentimetern. Die Schwierigkeit liegt in der Kontrolle der monströsen, fast dreissig Kilo schweren «Hot Saw», die ebenso wenig für die Forstarbeit gedacht ist wie ein Formel-1-Bolide für den Strassenverkehr. In rund sechs Sekunden flitzte die Säge von O'Toole dreimal durch den Stamm, was seine Dominanz unterstrich.

«America second» hiess es für den US-Amerikaner Matt Cogar, 31, in der Gesamtwertung. Wie bereits am Vortag im Teamwettbewerb mit seinen US-Boys wurde ihm Silber um den Stiernacken gehängt. Bemerkenswert, wie der Profi-Sportler trotz Erkältung den Baumstamm in der Runde «Standing Block Chop» mit der neuen Weltbestzeit entzweite. «Ich bin nicht 100 Prozent fit», so das Kraftpaket mit einem Händedruck wie ein Schraubstock zur *Weltwoche*. In nur 11,34 Sekunden entzweite der amerikanische Modellathlet stehend mit Baselballschwung den senkrechten Stamm, bis das obere Ende zu Boden fiel. Dass es nicht «America first» hiess, führte er auf die hohe Dichte an Power der weltbesten Holzfäller zurück: «Everyone can win.»

Unter den Erwartungen blieb Jason Wynyard, 44, der Michael Jordan des Holzsports und neunfacher World Champion. Die Titelverteidigung des Neuseeländers missglückte sowohl im Ein-

zel als auch im Team mit seinen Maori-Kollegen. Sein Kontrahent Matt Cogar sah sich und den Rest des Feldes altersmässig bevorteilt: «Jasons Rücken wurde über die Jahre stark belastet.» Gleichwohl zollt er ihm Respekt, Jason sei ein Gentleman und die Legende dieses Sports.

Wieder Schweden

Auch die Schweiz war vertreten im Feld der weltbesten Timbersportler. Mit Christophe Geissler bearbeitete der amtierende und insgesamt achtfache Schweizer Meister das Holz filigran mit Axt und Säge. Der 44-Jährige brillierte in der Disziplin «Stock Saw». In dieser Sparte schneiden die Athleten mit einer handelsüblichen Kettensäge zwei Scheiben am Baumstammende, Mann gegen Mann. Präzises Geschick und fein eingesetzte Kraft entscheiden, wer zuerst innerhalb der vorgegebenen 15 Zentimeter durchzieht und die Cuts abtrennt. Geissler ballte nach seinen 10,29 Sekunden zu Recht die Siegesfaust, er war Schnellster in dieser Disziplin.

Ein Resultat unter den besten Acht sollte es werden. «Die Top-Zwölf der Welt sind derart stark, da kann jeder jeden schlagen», sagt Geissler. Markantester Unterschied gegenüber den Klassenbesten am Holzstamm sei die Trainingsintensität. Geissler betonte seinen Amateurstatus: «Am Montag gehe ich arbeiten, während die Amerikaner oder Jason Wynyard nach einem Wettkampfwochenende regenerieren und weitertrainieren.» Ihn wie auch den Rest der Schweizer Delegation trage die Leidenschaft. Finesse in Kombination mit Kraft, Arbeitsgerät und Material mache die Faszination Timbersports aus. Wenn der obere Teil des Stammes mit dem Schlusschub wuchtig zu Boden falle, sei das ein «geiles Gefühl» – vor allem, wenn der Kontrahent noch am Hacken sei. Dass es zu einem kommerziellen Schub wie in den letzten Jahren beim Schwingsport kommen könnte, bezweifelt Geissler. Der Förster, der nebenbei Skulpturen fertigt, hofft aber auf mehr Nachwuchs und verstärkte nationale Popularität bei Timbersports.

Im Teamwettkampf scheiterten die Schweizer im Achtelfinal. Im K.-o.-System war es die «Single Buck», eine zweimeterlange Zacksäge, die knorzte und klemmte. Einem Vertreter des eidgenössischen Viererteams entglitt das Fünf-Kilo-Sportgerät sogar. Es war aus der Kerbe gesprungen. Der Schweizer musste neu ansetzen, was ihn Zeit und das Viertelfinale kostete. Enttäuscht analysierten die vier Kraftpakete: «Die Schweden waren halt schneller.»

Schweden? Achtelfinal? Schon wieder, also. Erinnerungen an die Fussballweltmeisterschaft in Russland werden wach. Dennoch wurden die Schweizer Timbersportler von Matt Cogar als «stärkste Mannen Europas» bezeichnet. Vielleicht reicht es dereinst sogar für mehr. *Rookies*, also Nachwuchskräfte, sind in der Pipeline, die Förderarbeit funktioniert. Und im Gegensatz zum Fussballverband war auch die Kommunikation bis zuletzt einwandfrei.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich in einem autonomen Auto bei einem anderen Verkehrsteilnehmer per Handzeichen für den Vortritt bedanken – oder ist das schon plumpe Anbiederung an die künstliche Intelligenz?

Hans Juple, Neunkirch

Ich kann Sie beruhigen: Noch sind Sie weitaus intelligenter als Ihr Auto! Zurzeit sitzen Sie allenfalls in einem teilautonomen Auto der Stufe zwei oder höchstens Stufe drei. Mit künstlicher Intelligenz hat das nicht viel zu tun; hier werden einfach ein paar Daten von eingebauten Sensoren und Kameras ausgewertet. Ihr gutgemeintes Handzeichen bleibt vom System also noch völlig unverstanden.

David Schnapp

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Das wäre das Ende unserer vielgepriesenen Demokratie, um die uns die ganze Welt beneidet.» *Ferdinand Schwestermann*

Das gilt sonst für Untertanen

Nr. 42 – «Die Schweiz macht sich frei»; Alex Baur und Roman Zeller über die Selbstbestimmungsinitiative

Bei einem Nein zur Initiative würden wir den Funktionären der Europäischen Union unmissverständlich signalisieren, dass wir Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürger akzeptieren, dass Fremde über uns bestimmen und dass wir fremdes Recht und fremde Richter dulden. Das gilt sonst jeweils für Untertanen. Kein anderer Staat auf der Welt geht davon aus, dass das internationale Recht der eigenen Verfassung vorgeht. Am 25. November braucht es deshalb ein deutliches «Ja zur Selbstbestimmung der Schweiz». *Mario Cortesi, Chur*

«Fremde Richter»? Ein Begriff aus dem Mittelalter. Wer kennt schon das Geburtsdatum von Wilhelm Tell, und wer hat je einen Gessler-Hut gesehen? So oder so behandelt die SVP mit der Selbstbestimmungsinitiative ein Problem, das keines ist. Gerade mal 1 oder 2 Prozent der Rechtsstreitigkeiten werden in Strassburg beanstandet. Wir haben genug Themen der Gegenwart zu lösen, diese sind oft grenzüberschreitend und bedürfen guter internationaler Zusammenarbeit und klarer Verträge.

Martin A. Liechti, Maur

Die Operation Libero engagiert sich gegen die Selbstbestimmungsinitiative unter anderen auch mit Aussagen, wie flatterhaft, unzuverlässig und verantwortungslos die Schweiz als Chancenland werden würde. Sie fordert die Schweizer und Schweizerinnen auf, ein *braveheart* – sei *brave* (mutig), in Anlehnung an den schottischen Freiheitskämpfer William Wallace – zu werden. Gerne erinnere ich das Schweizer Volk daran, dass eben dieser *braveheart* von seinen eigenen Landsleuten, die nur ihre eigenen Interessen verfolgten und denen das schottische Volk und deren Interessen grundsätzlich gleichgültig waren, verraten, gefoltert und schlussendlich geköpft wurde. Schliesslich wird so auch mit unserer Selbstbestimmung verfahren werden. Die Politiker wollen selbst entscheiden, und das Volk hat zu akzeptieren. Und wenn wir mit deren Entscheidungen/Beschlüssen nicht einverstanden sind, werden fremde Richter wohl das letzte Wort haben. Das wäre das Ende unserer vielgepriesenen Demokratie, um die uns die ganze Welt beneidet.

Ferdinand Schwestermann, Wädenswil

Es ist wie damals bei der EWR-Abstimmung: Jetzt sind sie wieder da, die Unkenrufe die den Untergang der Schweiz prognostizieren, soll-

te die Selbstbestimmungsinitiative vom Schweizervolk angenommen werden. Da lohnt es sich, diese genauer unter die Lupe zu nehmen, und siehe da, die Antwort ist einfach: Wollen wir in der Schweiz selbst bestimmen? Oder uns von aussen vorschreiben lassen, was wir zu tun haben? Unsere Verfassung deckt das ganze Spektrum des Zusammenlebens ab, auch die Menschenrechte, und sorgt dafür, dass internationale Verträge verfassungskonform ausgehandelt werden und wurden, alles andere wäre ein Verfassungsbruch! Deshalb ist für mich klar: Wir brauchen keine fremden Richter! *Hans Schindler, Steffisburg*

Wie die Welt ist

Zur Berichterstattung über Brett Kavanaugh

Betreffend Brett Kavanaugh haben wir in den letzten paar Ausgaben die Betrachtungen von Hansrudolf Kamer, von Roger Köppel, von Claudia Schumacher und Hanspeter Born lesen können. Die Gesichtspunkte der vier Schreibenden weichen wesentlich voneinander ab. Das gibt ein Bild, wie die Welt heute gestrickt ist. Dem Leser bleibt es vorbehalten, sich selbst ein Urteil über die beteiligten Personen Christine Blasey Ford und Brett Kavanaugh zu bilden. Es zeigt auch, dass bei der *Weltwoche* freie Meinungsäusserung herrscht (was anderes ist auch nicht zu erwarten). Was wirklich vor 36 Jahren geschehen ist, können nur die beiden Beteiligten wissen. *Herbert Stalder, Oberbüren*

Es dröhnt, es hämmert

Nr. 42 – «Mein innerer Frieden»; David Schnapp über den Porsche 911 GT3 RS

Montagsmorgen, 27. August 2018, am Albulapass. Der Sportfahrer im signalorangen GT3 RS kämpft um eine gute Performance. Es dröhnt, es hämmert, es krächzt. Der RS hüpfert von Delle zu Delle, kaum einen Augenblick mit allen vier Rädern auf der Strasse. Die Leistung verpufft, ohne Bodenkontakt ist der Bolide schwer zu fahren. Bretthart und damit perfekt abgestimmt für den Track, aber die Realität der welligen Passstrasse dämpft die Leistungsentfaltung und damit die Fahrfreude nachhaltig. Vielleicht Bestzeiten auf der Piste, am Pass aber nur ein Schatten seiner selbst. Auf dem Boulevard wird er wieder ein echter Sportwagen sein. *Heinz Herrmann, Baden*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4	5		6	7		8	9		10
11							12			13		14	
15						15		17					
		18					19			20			
21	22			23					24		25		
26			27		28				29		30		
31					32			33			31		
	35			36			37						38
39		40			41	42				43	44	45	
46	47							48	49				
50								51					
52					53					54			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Passt zum Beispiel zum Iran
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Jener Stefan, Schweizer Tatort-Kommissar. 6 So geartet kommt etwa dies heraus. 11 Reagan, der Schauspieler-Präsident. 12 Heute allgemein bekannt und verschieden angewendet. 13 Schweizer Fluss mit Gletscher und Tal als Namensvetter. 15 Bewegende Kraft. 17 Makkaroni, damit dann richtig traditionell. 18 Das Tun, um haltbar zu machen. 20 Er öffnet einen manchmal wirklich nach. 21 Die zwei so bezeichneten Briefe des Paulus an sie. 23 Kanton, der zum Département Ardennes gehört. 25 Bin ich, ist er nicht, ist er, bin ich nicht. (Epikur) 26 Bestimmt nicht imitiert. 28 Antwort renitenter Franzosen. 29 Bei Pessimisten tritt sie prinzipiell ein. 31 Wüstengebiet in Indien. 32 Er, genau: jener grosse Spanier, Maler und Bildhauer. 34 Man braucht ihn im Alltag, möchte aber nie so sein. 35 Sparsamer Einkauf für Hosenträger. 37 Ein Neubeginn, zumindest in elektronischer Hinsicht. 40 Sie muss oft geschleppt werden. 43 Differenz zwischen Gesamt- und Reingewicht. 46 Kein lautes Wort ist dort zu hören, höchstens Rascheln. 48 So sein: für manche schlimm, für andere schön. 50 Glanz, der bestens zu Hollywood passt. 51 Ob gern oder nicht, man tut es oft im Winter. 52 Ihr Geplätscher gefiel wohl Jeremias Gotthelf. 53 Wo in der Fabel ein Fuchs, ist manchmal auch er. 54 Wo Montana im Wallis, ist es nicht weit.

Senkrecht — 1 Hilfsmasseinheit bei der Ausmessung der Erdoberfläche. 2 So vergeht die Zeit wie im Flug. 3 Von dort mit der Fähre nach Korfu. 4 Singapur mit ihm: berauschend! 5 Adliger, wie ihn die Germanen kannten. 6 Vorstellung, die manche müde macht. 7 Beim Tennis dann eines der ganz grossen. 8 Das Übergewand war schon in der Antike bekannt. 9 Pistoleros und Pferdehaltern bekannt. 10 Wenn Schweigen Gold ist, ist es nicht mal Plastik. 11 Ein Schläger, der die Behandlung eines Profis braucht. 14 Von solcher Gestaltung mag der Designer nichts wissen. 16 Es ist mit Sicherheit vor dem Zeitpunkt. 19 So ein Unternehmer mit militärischer Orientierung. 22 Paarhufer - so eine Art Pendant des Kapauns. 24 Chinesisch, Familienname wie Volk. 27 Bevorzugtes Schiff für antike römische Seeschlachten. 29 Schlamm, für den, der Verwirrung stiftet. 30 Fachmann in Sachen Lederwaren. 33 Ausgehend vom Ton C zu ihm. 36 Schritt, kommt einem spanisch vor. 38 Dieter Hüsch, und zwar genau der. 39 Aus dem Wasser, mal auch als Nahrungsmittel. 41 Überhaupt grösster Vertreter der Rinder. 42 Gut heisst sie und ist sie, sportlich gesehen. 44 Bei ihr geht es um viel Zeit. 45 Dank kleiner Umstellung dann rein. 47 Das Dorf im hinteren Sernftal, man denke an Vreni Schneider. 49 Kurzer akademischer Grad. 51 Eisen für Chemiker.

©Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 589

B	E	J	B	L	A	T	T	U	T	A	H
O	I	R	E	I	N	O	R	D	V	E	N
B	E	N	I	S	S	I	M	O	K	N	E
E	B	E	A	S	S	I	S	T	E	N	T
I	S	A	T	I	E	S				I	O
N	O	T	I	Z		T	H	E	T	I	S
E	R	R		S	T	O	N	E		B	A
	R		O	G	I	E	R		A	L	A
U	N	K	L	A	R		T	A	K	E	L
M	A	N	O	M	E	T	E	R		A	I
A	B	O		I			N	O	I	R	
G	E	W	J	N	D	E		M		N	A

Waagrecht — 1 BEIBLATT 8 UTAH (Symbol der Mormonen für den „Bienenstaat“) 11 OUR 12 EINORDNEN 14 BENISSIMO 15 KNETE 17 EBE (Ebbe) 18 ASSISTENTIN 19 SATIE 21 IONA 22 NOTIZ 24 THETIS 27 EBER (von hinten: Rebe) 28 STONE (Oliver, Regisseur, z. B. „Zwischen Himmel und Hölle“) 29 BASS 32 OGIER (Ogi plus er) 34 ALAN (The Alan Parsons Project) 36 UNKLAR 38 TAKELAGE 41 MANOMETER (Druckmessgerät, Ausruf des Erstaunens) 42 ALLEN 43 ABO 44 NOIR (Farbe beim Roulette) 45 ORA (it. f. Stunde) 46 GEWINDE 47 NAGER

Senkrecht — 1 BUEB 2 ERNESTE (franz. f. Ernst, auch Ernest) 3 BESATZ 4 LISSI (Lissi u. d. wilde Kaiser: Animationsfilm) 5 ANISETTE 6 TOMI (Ungerer) 7 TROSSEN 8 UNKE 9 TENNISBALL 10 ANETO (Berg in den Pyrenäen) 11 OBEINE 13 NENA 16 TINOS 20 AIROLO 23 OBENABE 25 HORTEN 26 TEAK (Akte) 28 SIRE 30 ANA-LOG 31 SZENAR 33 GAMIN (franz. f. Kind, kindisch) 35 LEARN (engl. f. lernen) 36 UMAG (kroat. Stadt) 37 KNOW (-how) 39 AROM (Synonym von Aroma, aber eher selten) 40 GERE (amerik. Filmschauspieler, A. Gigolo = Filmtitel)

Lösungswort — **REDENSARTEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ROLEX

DER COSMOGRAPH DAYTONA

Konzipiert für den Motorsport, ist diese Armbanduhr tief verwurzelt in der Geschichte des Rennsports und dank herausragender Uhrmacherkunst die Legende unter den Chronographen. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL COSMOGRAPH DAYTONA
IN 18 KARAT WEISSGOLD

BUCHERER

1888

bucherer.com